This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

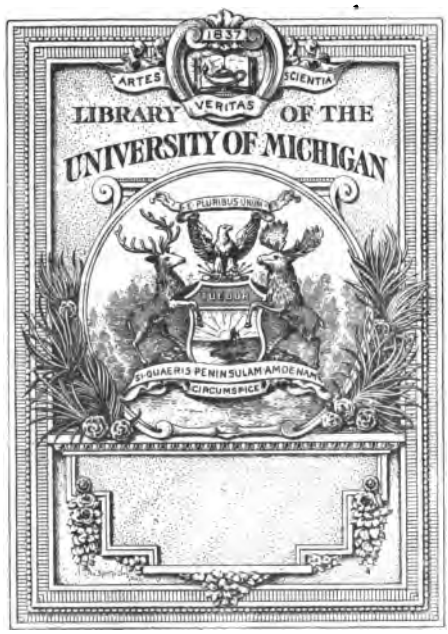
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

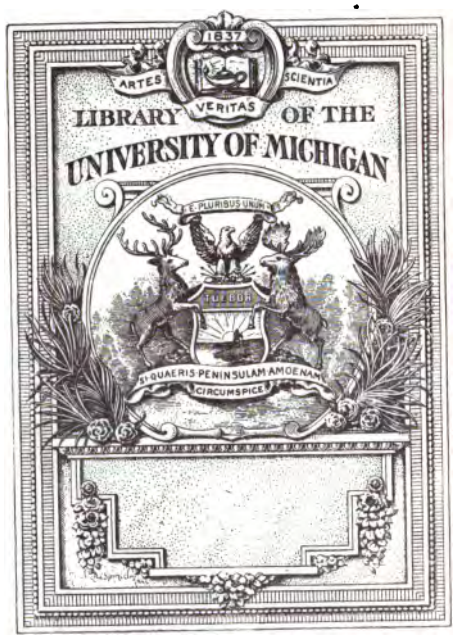
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

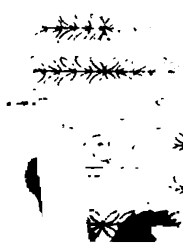
UNIV.
OF
MICH.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
M39


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
M39



Ueber den

Ursprung der Sprache.

Von

Dr. Anton Marty,

a. o. Professor der Philosophie an der k. k. Universität zu Czernowitz.

Würzburg.

A. Stuber's Buchhandlung.

1875.

0193/3 F.4

Vorwort.

Wenn von Seiten der Philosophie das Problem des Sprachursprungs, worüber sie vor Zeiten lebhaft nachgedacht, nach längerem Schweigen wieder aufgenommen wird, so dürfte dies der Mehrzahl der Sprachforscher nicht unerwünscht kommen. Denn fast allgemein ist jetzt die Ueberzeugung, dass psychologische Erwägungen hier eine ganz wesentliche Rolle spielen. Mehrere Sprachforscher sind bereits selbst auf solche Erwägungen ausführlich eingegangen und haben zum Theil (wie Steinthal und neuestens der Däne Madvig in Bezug auf Lotze) ihre Berührung mit der modernen Psychologie mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. Immerhin fehlt auch an den neueren Darstellungen gerade von

256745

dieser Seite her noch Vieles; und diese Mängel zu kennzeichnen und auszufüllen, habe ich mir hier zur Aufgabe gemacht. Ich habe daher, sowohl im kritischen als im positiven Theil mein Augenmerk durchweg auf Punkte gerichtet, welche psychologisches Interesse und psychologische Schwierigkeit bieten, hier aber überall die Analyse so weit ausgeführt, dass man Klarheit und Verständlichkeit, wie ich hoffe, nirgends vermissen wird. Eher muss ich den Vorwurf des „Mangels an Tiefe“ von solchen erwarten, welchen nur das tief genug scheint, was man nicht recht verstehen kann. Mag das über mich kommen! — nur, bitte ich, nicht etwa in dem Tone, der neuerdings in unserer Streitfrage von verschiedenen Seiten angeschlagen worden ist und stark an die Art erinnert, wie sich einst Jacobi und Schelling „über die göttlichen Dinge“ unterhielten.

Die Philosophie selbst hat an dem vorliegenden Problem vorzugsweise das Interesse, dass es ihr einen der schönsten Fälle der Anwendung und Bewährung psychologischer Principien bietet. Noch direkter würde sie eine andere Untersuchung über die Sprache angehen: über den Einfluss, den nütz-

lichen, besonders aber auch den schädlichen, welchen die Sprache auf unser Denken übt; um die darüber gewonnenen Erkenntnisse für die Logik und Metaphysik zu verwerthen. Allein ich habe diese Frage, sowie die weitere: wie die artikulirten Laute, nachdem sie als Mittel der Mittheilung entstanden waren, jenen Einfluss auf das einsame Denken gewannen, hier überall bei Seite geschoben, um sie vielleicht später einmal gesondert zu erörtern.

Diese Trennung der Untersuchung über den Ursprung der Sprache und derjenigen über ihren Einfluss auf das Denken ist eine Abweichung von manchen neueren Behandlungen unseres Problems; dass sie aber möglich und somit geboten war, möge man aus dem Versuche selbst ersehen.

Da ich Madvig's gedachte, will ich noch bemerken, dass dessen „Kleine philologische Schriften", worin sich fünf längere Abhandlungen theils ausdrücklich theils beiläufig mit hiehergehörigen Fragen beschäftigen, erst gegen Ende des Druckes meiner Schrift erschienen. Aus dieser Publication geht hervor, dass der verdiente Philologe sich längst auch über allgemeinere Probleme der Sprachwissenschaft und zwar in einer dem neueren Empirismus

entsprechenden Weise ausgesprochen hat (die erste Abhandlung erschien im Dänischen 1835). Es ist zu bedauern, dass seine nüchternen Anschauungen die ganze Zeit her dem deutschen Publikum unbekannt blieben; sie hätten gewiss die durch Humboldt angeregte Gährung beschleunigen helfen. Dies als Nachtrag zum historischen Theil meiner Schrift. Im sachlichen Theil hätten mir seine treffenden Aeusserungen über das Verhältniss der sprachlichen Bezeichnungen zu den Gedanken, über den primären Zweck der Sprache als Mittel der Mittheilung u. A. Gelegenheit geboten, zur Vergleichung auf sie hinzuweisen, und hätte ich namentlich im § 4 des II. Kap. auf seine Untersuchung „über Entstehen und Wesen der grammatischen Bezeichnungen“ Bezug genommen. Die Processe freilich, denen wir hier besondere Aufmerksamkeit schenkten, die Entstehung und allmälige Ausbildung der Mittheilung überhaupt, eingehend zu betrachten und die dabei wirksamen Kräfte genau zu analysiren, lag dem Philologen fern.

Göttingen, Juni 1875.

INHALT.

Seite

Einleitung 1

Historisch-kritischer Ueberblick.

§ 1. Uebersichtliche Darstellung der auf die Entstehung der Sprache bezüglichen Meinungen, die in der alten Zeit und in der neueren bis zum Aufblühen der vergleichenden Sprachforschung zu Tage getreten sind 4

§ 2. Die Humboldt'sche Anschauung vom Wesen und Ursprung der Sprache (W. v. Humboldt, K. Heyse, Renan) . . . 10

§ 3. Discussion der gegenwärtigen Ansichten. Nativistische und empiristische Richtung.

I. Darstellung und Kritik der nativistischen Theorien (M. Müller, Steinthal, Lazarus, Wundt) 18

II. Zur Charakteristik der empiristischen Theorien (Bleek, Whitney, Tylor, L. Geiger) 44

III. Orientirung über die einzuschlagende Richtung . 58

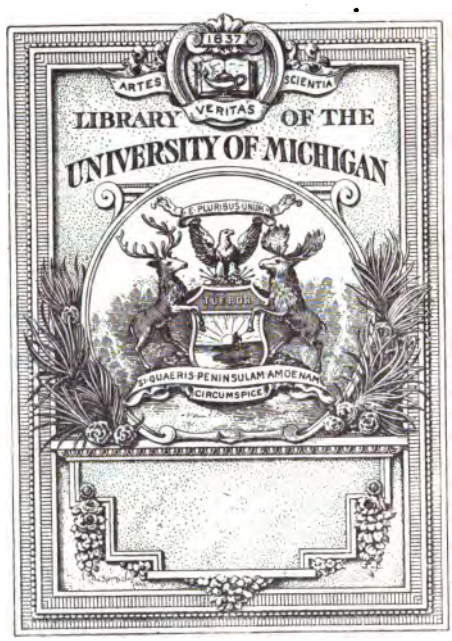
Positive Darstellung.

Erstes Kapitel.

Von der ersten Entstehung irgendwelcher Mittheilung unter den Menschen 63

Zweites Kapitel.

Von der Ausbildung der Ausdrucksmittel zur Form der Lautsprache 73


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

800
M39

Anderen betrachtete, was das menschliche Dasein über das thierische erhebt.

So viel Schiefes und Uebertriebenes nun auch diesen Anschauungen anhaftet, so lassen sie sich doch in ihrer Entstehung begreifen und bis zu einem gewissen Grade auch rechtfertigen. Vorab ist ja in der That die reiche gegenseitige Mittheilung, wie sie unter den Menschen durch die Lautsprache stattfindet, der augenfälligste Ausdruck ihres reicheren inneren Lebens, und nicht blos dies — sie ist auch mit eine Quelle desselben. Jeder von uns dankt den grössten Theil seiner intellectuellen und ethischen Bildung und ein reiches Mass seiner Lebensfreuden dem Umstande, dass andere sich ihm mittheilten und ihn anleiteten, auch ihnen entgegen sein aufkeimendes Seelenleben zu erschliessen. Und es herrscht kein Streit darüber, dass der allseitige Austausch der Gedanken unter den gleichzeitig lebenden Menschen und die stetige Ueberlieferung der Errungenschaften früherer Generationen an die späteren die Hauptbedingung für den Fortschritt des gesammten Geschlechtes ist. Sofern nun die Lautsprache zu diesem Verkehr ein bequemes und vollkommenes Mittel bietet, fällt auf sie ein grosser Theil der Segnungen, welche der Verkehr für den Einzelnen und das Geschlecht in sich birgt.

Dazu kommt, dass, wenn auch fraglich ist, ob die Worte mit den Gedanken in einem anderen Zusammenhang stehen, als dem der Association, und ob diese für den Fortschritt des Denkens unentbehrlich ist, doch fast allgemein zugegeben wird, dass diese Verkettung der Gedanken mit den sprachlichen Bezeichnungen ein vorzügliches Hülfsmittel auch des einsamen Denkens ist.

So erscheint die Sprache jedenfalls in inniger Weise mit der Entwicklung der gesammten menschlichen Kultur

verflochten, ihre Förderung wesentlich mitbedingend, wie andrerseits von ihr wieder Förderung zurückempfangend. Es hat darum den menschlichen Geist, indem er der Geschichte seiner eigenen Kultur nachforschte, von jeher mit Recht interessirt, wie dieses wichtige Mittel seiner geistigen Erhebung entstanden sei.

Von Platon angefangen bis in die neueste Zeit hat die Frage viele beschäftigt und heute noch herrscht Streit über die genaue Formulirung der Antwort. Indem wir auf's Neue den Versuch machen, eine befriedigende Lösung zu geben, ist es von Wichtigkeit, uns zuerst über die hauptsächlichsten der bisher aufgestellten Theorien ein Urtheil zu bilden, um daraus allen Nutzen für unsere Untersuchung zu ziehen, den sie positiv oder negativ bieten können.

Historisch-kritischer Ueberblick.

§ 1.

Ueber die auf die Entstehung der Sprache bezüglichen Meinungen, die in der alten Zeit und in der neueren bis zum Aufblühen der vergleichenden Sprachforschung zu Tage getreten sind.

Wovon keine Ueberlieferung oder direkte Beobachtung sagt, wie es entstanden ist, dessen Ursprung wird zuerst Gegenstand des Mythus, dann der wissenschaftlichen Hypothese. So dachte man sich denn früher von der Sprache, wie ja auch von den Grundlagen der rechtlichen Ordnung und anderem, dessen Anfang über alle Geschichte hinausliegt, dass sie unmittelbar von der Hand der Gottheit unter die Menschen gepflanzt worden sei.

In schroffem Gegensatz zu dieser Anschauung, die der Poesie eines gläubigen Gemüthes entsprang, steht die erste durch Reflexion vermittelte Hypothese, die beim Aufblühen der philosophischen Speculation in Griechenland auftauchte und in den wissenschaftlichen Kreisen des Alterthums die herrschende Ueberzeugung blieb.

Sie erblickte, wie in der staatlichen Ordnung, so auch in der Sprache ein Erzeugniss menschlicher Kunst

und Erfindungsgabe. Es bestand damals die beliebte und verbreitete Controverse, ob die Bezeichnungen der Natur ihrer Gegenstände entsprechend gebildet seien oder nicht; aber dass die Namengebung von Anfang an Werk bewusster menschlicher Absicht war, darüber herrschte unter den Philosophen (wenn wir etwa Epicur ausnehmen) [1]) allgemeine Uebereinstimmung.

Eine eingehendere Darlegung der so gefassten Entstehung der Sprache wurde aber nicht versucht. Auch die Untersuchungen des platonischen Dialoges Kratylos beanspruchen nicht diesen Namen. [2])

Solche Versuche begegnen uns zuerst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo bekanntlich Fragen der frühesten Kulturgeschichte mit Vorliebe discutirt wurden, und unter ihnen in Deutschland zunächst eine Abhandlung von Maupertuis, [3]) die mehr durch ihre Mängel als ihre Vorzüge von sich reden machte.

Zwei Schwierigkeiten mussten sich zunächst dem Nachdenken aufdrängen:

Soweit unsere Beobachtung reicht, hat die Natur keinerlei artikulirte Lautäusserungen an unsere Gedanken geknüpft. Es scheint also, als sei der Mensch durch Nachdenken darauf verfallen, solche Verbindungen zu stiften,

---

[1]) Vgl. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. 1863. S. 318 ff.

[2]) Vgl. darüber Benfey, „Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs: Kratylos“ aus dem XII. Band der Abhandl. der K. Gesellschaft d. Wissensch. zu Göttingen 1866. Besonders VII. und VIII.

[3]) Dissertation sur les différents moyens dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées. Histoire de l'Academie etc. à Berlin 1756. année 1754 p. 349 ff.

und dafür kennen wir kein anderes Motiv, als die Absicht der Mittheilung. Allein diese konnte erst entstehen, wenn gegenseitiges Verständniss und somit Sprache schon vorhanden war.

Noch entscheidender droht, dass wir uns in einen Cirkel verwickeln, indem wir zu erklären suchen, nicht bloss wie man überhaupt dazu kam, irgendwelche artikulirte Laute als Ausdrucksmittel zu benützen, sondern gerade solche, wie sie uns geläufig sind. Denn diese sind, wie schon Aristoteles gesagt hatte [1]), zum grössten Theil den Gedanken in keiner Weise ähnlich, sondern verdanken ihre Bedeutung bloss der allgemeinen Gewohnheit eines gewissen Gebrauchs. Allein wie anders als durch gegenseitige Uebereinkunft konnte diese Gewohnheit von Anfang gestiftet werden, und setzte eine solche nicht Sprache voraus?

Hiefür gibt uns Maupertuis folgende Lösung:

In frühester Zeit dienten gewisse Geberden und unartikulirte Schreitöne, welche natürliche Zeichen innerer Zustände sind, dazu, den nothwendigsten Verkehr unter den Menschen zu vermitteln; und im Anschluss an sie gebrauchte man gelegentlich auch Geberden und Schreitöne mit willkürlicher Bedeutung. Indem dies geraume Zeit fortgesetzt wurde, erstarkte die Erfindungsgabe der Menschen, und sie verfielen schliesslich darauf, das weit bequemere Mittel der Artikulation zur Bildung unterschiedlicher Zeichen zu benützen. Durch den bereits vorhandenen Vorrath verständlicher Ausdrucksmittel war man im Stande, sich über den Sinn dieser neuen, rein conventionellen Ausdrucksmittel zu verständigen.

---

[1]) De interpret. cap. 2.

Diese Lösung wurde, wie wir andeuteten, schon in damaliger Zeit unbefriedigend gefunden; und Süssmilch bemerkt in einer Abhandlung, die er 2 Jahre nach Maupertuis der K. Akademie zu Berlin vorlegte,[1]) dass unter Maupertuis Voraussetzungen nicht zu begreifen sei, dass alle Menschen, die sich doch inzwischen sehr vermehrt und zerstreut hatten, die artikulirte Rede mit den bereits gewohnten Ausdrucksmitteln vertauschten. Eine Verständigung der verschiedenen Volksstämme wäre schon darum nicht möglich gewesen, weil diese in ihrer Zerstreuung die Geberden- und Schreisprache in verschiedener, für einander unverständlicher Weise ausgebildet hätten. Sodann aber wären die meisten Menschen nicht scharfsinnig genug gewesen, den Vortheil der artikulirten Sprache vor den anderen Formen der Mittheilung einzusehen und nicht regsam genug, das bereits Gewohnte mit etwas Neuem zu vertauschen.

Süssmilch geht aber noch weiter; er versucht darzuthun, dass die Sprache überhaupt in keiner Weise als Werk des Menschen zu begreifen sei und folglich als unmittelbares Geschenk Gottes betrachtet werden müsse.

Den Kern seiner Argumentation bildet der Satz, dass die Erfindung der Sprache nur „Werk eines sehr grossen und vollkommenen Verstandes" sein konnte, ohne eine ausgebildete Sprache aber kein vernünftiges Denken möglich sei.[2])

Und er stand mit diesem Gedanken nicht allein. In Rousseau hatte schon früher der Versuch von Condillac,[3]) die Sprache aus bekannten menschlichen Kräften

---

[1]) Sie erschien 1766 auch im Drucke unter dem Titel: „Versuch eines Beweises, dass die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe."

[2]) Vgl. a. a. O. S. 19—58.

[3]) Essai sur l'origine des connaissances humaines 1746, p. II,

zu erklären, neben anderen vorzüglich das erwähnte Bedenken angeregt und die Hoffnung zum Schwinden gebracht, dass eine solche Ableitung überhaupt möglich sei.[1])

Aber auch Lord Monboddo, der in den zuerst erschienenen Theilen seines Werkes: On the Origin and Progress of Language 1773—92 die Sprache als eine menschliche Erfindung bezeichnet, kommt, indem er sich im Laufe seiner Untersuchungen mehr und mehr in die Schwierigkeiten dieser Annahme vertieft, schliesslich zur Ueberzeugung, dass sie nur durch übermenschliche Hilfe zu Stande kommen konnte.

Gleichwohl hielten andere Denker an der natürlichen Entstehung der Sprache fest — so vor Allem de Brosses, Herder und Tiedemann.

Herder's „Abhandlung über den Ursprung der Sprache" (Berlin 1772), eine von der Akademie in Berlin gekrönte Preisschrift, war durch diejenige von Süssmilch hervorgerufen; und mit deutlicher Beziehung auf diese hat auch Tiedemann seinen „Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache" (Riga 1772) verfasst.

Den Kern der letzteren Schrift bildet die Antwort auf den von Süssmilch und Rousseau erhobenen Einwand, dass die Erfindung der Sprache den Gebrauch der Vernunft, dieser aber hinwieder den Besitz der Sprache voraussetze. Tiedemann sucht dementgegen zu zeigen, dass der Mensch

---

p. II. sect. I. Auch nach Condillac wurden die ersten artikulirten Lautbezeichnungen willkürlich mittelst Erklärungen eingeführt. Vgl. § 6 und § 80.

[1]) Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes 1754. Oeuvr. compl. Paris 1823, tom. I p. 247: Si les hommes ont eu besoin de la parole pour apprendre à penser, ils ont eu bien plus besoin encore de savoir penser pour trouver l'art

auch ohne den Gebrauch des Wortes die der sinnlichen Anschauung näher liegenden Begriffe (nur nicht die abstraktesten und ganz allgemeinen) erfassen könne.

„Durch diese wurden", so deducirt er weiter, „die (ersten) Worte erzeugt, und durch sie die Vernunft" (d. h. nach ihm: zusammenhängende allgemeine Betrachtungen und Schlüsse), welche sodann für und für „Ordnung und Zusammenhang in die Sprache brachte." [1]) Tiedemann räumt also ein, dass die Sprache in der Verfassung, in welcher sie uns jetzt entgegentritt, sich allerdings als das Werk verständiger Berechnung bekunde; er gibt aber zu bedenken, dass sie, von rohen Anfängen ausgehend, „durch Zeit, lange Erfahrungen und vielfältige Versuche" zu solcher Vollkommenheit gebracht wurde. (a. a. O. S. 173.) Jene Anfänge konnte ein sprachloses Denken erzeugen; dieses seinerseits empfing von jenen Förderung zurück und so „verbesserten die Menschen, durch die Anfangsgründe der Sprache klüger geworden, hinwiederum ihre Sprache. Ich sehe nicht ein," bemerkt der Verfasser, „warum nicht eben die Zeit und Erfahrung, welche Ordnung und Zusammenhang in die übrigen Wissenschaften (er nennt Geometrie, Weltweisheit u. s. f.) gebracht haben, sie nicht auch der Sprache haben mittheilen können".

Aus der eingehenden Darstellung des Weges, den nach ihm die Sprachbildung einschlug, ist bloss der Gedanke erwähnenswerth, dass die ersten Worte natürlichen Interjektionen und Nachahmungen entnommen wurden — was

---

de la parole. — Dieselbe Schwierigkeit wurde auch im Anfang unseres Jahrhunderts wieder von der Schule der Traditionalisten als Beweis dafür angerufen, dass die Sprache unmittelbar aus göttlicher Offenbarung stammen müsse. Vgl. de Bonald, Recherches philos. 3. édit. I p. 163 ff.

[1]) Vgl. a. a. O. S. 165—169.

auch de Brosses [1]) und Herder annahmen. Die Belege dafür sind freilich unkritisch zusammengerafft und halten vor dem Urtheile einer exakteren Etymologie und unbefangenen Betrachtungsweise nicht Stand.

---

§ 2.

Die Humboldt'sche Anschauung vom Wesen und Ursprung der Sprache.

Die bisher erwähnten Untersuchungen über den Ursprung der Sprache gingen zum grösseren Theil von Philosophen aus; in unserem Jahrhundert dagegen gehören sie mehr Vertretern der vergleichenden Sprachforschung an, welche, im Anfange desselben durch Auffindung der richtigen Methode erst eigentlich zu einer Wissenschaft geworden, rasch und glänzend aufblühte. Aber wie denn dabei Sprachforschung und Psychologie nothwendig Hand in Hand gehen müssen, so lehnte man sich von jener Seite jeweilen an die herrschende Psychologie an.

Vorzüglich begegnet uns hier W. v. Humboldt. Von seiner Anschauung über Wesen und Ursprung der Sprache, die von den früheren sehr abweicht, gilt in besonderem Masse, dass sie nur, wenn man mit den Entdeckungen der Sprachwissenschaft gewisse Anschauungen der herrschenden Zeitphilosophie zusammennimmt, begreiflich wird.

Mit Hülfe der verbesserten Methode hatte die erstere rasch ein ganz neues Verständniss für die innere Organisation und Entwickelung der Sprachen gewonnen. Die Ein-

---

[1]) Traité de la formation mécanique des langues etc. Paris 1765. Cf. tom. I. p. 218 sq.

sicht in diese Entwicklung bestärkte die Forscher in der Ueberzeugung vom menschlichen Ursprung der Sprache; aber sie schien zugleich evident zu beweisen, dass diese Erzeugung durch den Menschen ganz anders zu fassen sei, als man bisher gethan hatte. Nicht bloss fielen davor die Aufstellungen Tiedemann's und so mancher Anderer über die Erfindung der grammatischen Formen und syntaktischen Regeln in sich zusammen: man erblickte jetzt in dem allmälichen Aufbau der Sprachen eine Stetigkeit und Gesetzmässigkeit, der gegenüber es überhaupt unerlaubt schien, sie für etwas durch menschliche Erfindungsgabe Gemachtes zu halten; nur den Organismen schienen sie vergleichbar, die schon als Keime das Gesetz ihres vollendeten Baues in sich tragen.[1]) — Dazu kam, dass man jene Harmonie und Regelmässigkeit auch in Sprachen roher Völker fand, die sicher nicht einmal eine Kenntniss von ihr haben, viel weniger sie mit Bewusstsein erzeugen konnten.[2])

So schien zwar ein reiches Mass von Vernunft in der Sprache verkörpert, aber sie konnte, wie man sich gestand, nicht Werk der Vernunft sein in der Art, wie andere Geisteserzeugnisse. Da bot der damals beliebte philosophische Ideenkreis den Gedanken, dass die Vernunft nicht als bewusste sondern als blinde Ursache[3]) die Sprache er-

---

[1]) Vgl. Humboldt, „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Berlin 1836. S. 40 ff. S. 85 u. ö.

[2]) „So wenig sich der Instinkt der Thiere aus ihren geistigen Anlagen erklären lässt, ebensowenig kann man für die Entstehung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der rohen und wilden Nationen, welche ihre Schöpfer sind." (Ueber das vergleich. Sprachstudium etc. in Ges. W. 3. B. S. 253.)

[3]) Heyse (System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856) nennt es „die Vernunft in ihrem Naturgrunde oder den allgemeinen objectiven Geist." S. 62.

zeugte, oder dass beide, wie Inneres und Aeusseres wesenhaft zusammengehörend, zumal den „Tiefen des menschlichen Gemüthes“ entsprangen.[1]) Für ein solches Verhältniss beider schien in der That auch die schon früher geltend gemachte Unentbehrlichkeit des Wortes für den Gedanken[2]) und jene innige Verschlungenheit zu sprechen, womit sich Sprache und Geisteseigenthümlichkeit der Völker dem tieferen Studium darstellten[3]).

„Die Sprache, sagt darum Humboldt, entspringt .. aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigenthümliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniss der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe“ (a. a. O. S. 5).

„Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander[4]) . . . Die unzertrennliche Verbindung der Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ur-

---

[1]) Vgl. Humboldt, Ueber die Verschiedenheit etc. S. 32.

[2]) „Die intellektuelle Thätigkeit . . . ist auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen u. s. w. Humboldt a. a. O. S. 50. Vgl. auch S. 52 ff.

[3]) Humboldt a. a. O. S. 37.

[4]) Dieser Satz ist nur verständlich, wenn die unmittelbar vorhergehenden so gefasst werden, dass durch sie eine Art Wesenszu-

sprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur" (ebenda S. 50).

Humboldt blieb mit dieser Auffassung nicht allein. Sie fand bis in die neuere Zeit vielfach Wiederhall, und von verwandten Darstellungen sind namentlich die von K. Heyse und E. Renan zu nennen.

„Sprechen und Denken, so äussert sich der erstere [1]), ist für den Menschen seiner Natur nach eins, ein einfacher Akt, von welchem jenes nur die äussere, dieses die innere Seite ist. Das Sprechen ist das lautgewordene, in die Erscheinung tretende Denken (a. a. O. S. 40). Der Laut ist nicht das zufällige oder willkührliche Zeichen, sondern der nothwendige, wesentliche Ausdruck des Geistigen" (ebenda S. 35).

„Die Erzeugung der Sprache geschieht mit Nothwendigkeit, ohne besonnene Absicht und klares Bewusstsein, aus innerem Instinkte des Geistes, also in der Form einer organischen Naturthätigkeit."

Auch E. Renan [2]) stellt an die Spitze seiner Doctrin den Satz: „Es ist dem Menschen ebenso natürlich, zu reden als zu denken; und es ist ebenso unphilosophisch, den Ursprung der Sprache in menschlicher Absicht zu suchen, als wenn einer das Denken durch solche Absicht entstehen liesse. Wer möchte behaupten, dass die Fähigkeiten der Menschen seine Erfindung sind? Also war es ebenso unmöglich, die Sprache, als ein neues Vermögen zu erfinden. Da die Sprache der Ausdruck und das Kleid des Gedankens ist, muss man sich beide gleichzeitig entstehend denken" (a. a. O. p. 91 ff.) —

---

sammenhang zwischen Gedanke und Wort (wie zwischen Wesen — Erscheinung) ausgesprochen sein soll.

[1]) System der Sprachwissenschaft. 1856. S. 40.

[2]) De l'Origine du langage. 2. éd. 1858.

Die Sprache ist also nach Renan allerdings Werk der dem Menschen innewohnenden Kräfte, aber diese wirken dabei unbewusst und gleichsam unter dem unmittelbaren Einfluss der Gottheit. (Tout y est l'oeuvre des forces internes de la nature humaine agissant sans conscience et comme sous l'impression vivante de la Divinité.) Anderswo nennt er sie wohl auch Erzeugniss der raison spontanée (raison, qui n'est pas présente à elle même) u. dgl.[1])

Was man vorab an der Humboldt'schen und den verwandten Darstellungen aussetzen muss,[2]) ist, dass sie zwar in scharfen Ausdrücken die frühere Ansicht, als sei die Sprache durch das Denken hervorgebracht, abweist, aber nicht positiv aufhellt, wie sie denn entstanden ist.

Es wird uns gesagt, eine mit derjenigen, woraus das Denken fliesst, gleich ursprüngliche Kraft, der „Sprachsinn" (la faculté de la parole) nöthige den körperlichen Werkzeugen den artikulirten Laut ab,[3]) wir verstehen die Rede eines Anderen, weil der gehörte Laut jene Kraft in uns anrege,[4]) und auf ihrem Wachsthum beruhe auch das Sprechenlernen der Kinder.[5]) Allein diese Sprachkraft bleibt ein dunkles Agens in der Seele, für das wir kein Gesetz kennen lernen, wonach es unter verschiedenen Umständen verschieden wirksam all' jene Erscheinungen hervorbringt, die wir aus ihm begreifen sollen — ein genaues Analogon der Lebenskraft, die einst durch ihr verschiedenes Verhalten, ihr Wachsthum, Erlöschen u. dgl. die wech-

---

[1]) cf. p. 92, 98, 99 u. ö.

[2]) Vgl. Steinthal, der Ursprung der Sprache etc. 2. Auflage. 1858. S. 78, 96, 110 und 123.

[3]) Vgl. Humboldt a. a. O. S. 65 und 99.

[4]) Derselbe a. a. O. § 54. Vgl. Renan a. a. O. p. 90.

[5]) Humboldt ebenda S. 55.

selnden Erscheinungen in den Organismen erklären sollte. Denn wenn auch gesagt wird, das Sprachvermögen sei nichts Anderes als die Vernunft, nur instinktiv oder unbewusst thätig (ein intellektueller Instinkt der Vernunft, oder die Vernunft in ihrem Naturgrunde, oder die raison spontanée), so sind wir dadurch nicht gefördert, denn eben eine solche Bethätigungsweise der Vernunft ist für uns eine neue Kraft, für die wir keine Gesetze kennen.

Mit dem Vorausgehenden soll nicht geleugnet werden, dass sich nicht bei Humboldt und so auch bei Heyse und Renan im Einzelnen schätzenswerthe Beiträge zur Lösung unseres Problems finden, gute Bemerkungen über die Entwicklung der Sprache überhaupt und die eigenthümlichen Wege, die sie bei verschiedenen Völkern einschlägt; allein sie stehen unvermittelt neben der Theorie, welche, weil sie die in der Sprachbildung wirksamen Kräfte bloss negativ bestimmt und keine Analyse derselben versucht, unfähig ist, die concreten Erscheinungen zu beleuchten und umgekehrt Licht von ihnen zu empfangen.

Allein nicht bloss das ist an der fraglichen Theorie auszustellen, dass sie die Thatsachen nicht erklärt: sie steht, sofern sie Denken und Sprache als gleichursprüngliche Gaben des Menschen, ja als in einer Art Wesenszusammenhang stehend betrachtet, mit ihnen in offenbarem Widerspruch. Schon das Beispiel der Taubstummen zeigt deutlich, dass der Laut nicht „der wesentliche und nothwendige Ausdruck des Geistigen“ ist. Andere Zeichen dienen ihnen als Hülfsmittel des abstrakten Denkens, wie uns die Worte. Auch ist, wenn die Sprache die äussere Erscheinung des Denkens noch in einer anderen und engeren Weise sein soll, als in der eines äusserlich daran geknüpften Vorganges und Zeichens, nicht einzusehen, warum nicht alle Sprachen der Welt fortwährend im Gefolge unserer Gedanken als

deren äussere Erscheinung mitlaufen, da doch für die eine ebensoviel Grund ist wie für die andere, und warum der Franzose den Wolf nicht anders vorstellt und die Begriffe von eins und zwei nicht anders denkt als der Deutsche, da er sie doch anders nennt. Beruft man sich aber auf Erziehung und Angewöhnung, welche der sog. Muttersprache den Vorzug gäben, so hat man daran die psychologische Erklärung für das Ganze, und jene mystische Wesenseinheit fällt von selbst hinweg. Das deutsche Kind lernt deutsch, wie es so viele andere Dinge ohne Sprache lernt, und wie es auch Französisch lernt, wenn es in Frankreich geboren und erzogen wird. All das bedarf jedoch, wie ich hoffe, kaum mehr der Ausführung nach der treffenden Polemik, welche neuere Sprachforscher gegen diese im eignen Lager einst beliebte Anschauung gerichtet haben.

---

§ 3.

Discussion der gegenwärtigen Ansichten.

Blicken wir auf die Meinungen zurück, die wir bis in die jüngste Zeit über den Ursprung der menschlichen Sprache äussern hörten, so können dieselben kaum verschiedenartiger gedacht werden, als sie theils zugleich, theils nacheinander zu Tage getreten sind.

Aber auch die Untersuchungen, welche uns die Gegenwart gebracht hat, z. B. diejenigen von Steinthal, M. Müller, Geiger, Whitney u. A. weichen in Methode und Resultat so sehr von einander ab, dass ihnen auf den ersten Blick kaum etwas Erhebliches gemeinsam zu sein scheint. Dennoch ist gegenüber dem Auseinandergehen der Meinungen

in früherer Zeit heute eine gegenseitige Annäherung der Forscher bemerklich.

Alle wissenschaftlichen Behandlungen vereinigen sich in dem Streben, die Sprache aus rein menschlichen Kräften zu begreifen.

Auch darin kommt man überein, dass die Quelle der Sprache nicht in einem wesentlichen Zusammenhang zwischen Gedanken- und Lauterzeugung liege. Wohl herrscht immer noch der Streit, ob bewusste und absichtliche, oder unbewusste und unwillkürliche Spracherzeugung anzunehmen sei; aber wer für die letztere spricht, fasst sie nicht mehr als Folge einer den Gedanken innerlich anhaftenden Nothwendigkeit, sich zu „objektiviren" oder in die Erscheinung zu treten, sondern als schlichte Wirkung angeborner Mechanismen.[1]) Auch beschränkt man diese Entstehungsweise in Anschluss an die Resultate der historischen Sprachforschung auf die vorgrammatischen Bestandtheile der Sprache, so dass das strittige Gebiet verengt erscheint.

Die exakte Etymologie hat bekanntlich bei der Vergleichung gegenwärtiger mit bekannten früheren Sprachzuständen Entwicklungsgesetze gefunden, die uns, wenn wir sie auch in noch älteren Zeiten gültig denken, auf eine Periode zurückweisen, wo eine verhältnissmässig dürftige Zahl von Lauten die Gegenstände ohne weitere grammatische Determination, den Geberden der Taubstummen und den Kinderwörtern ähnlich, bezeichneten.

---

[1]) Nur M. Müller geht noch so weit, den Taubstummen Vernunftthätigkeit abzusprechen, weil ihnen die artikulirte Sprache fehlt, die sich zum begrifflichen Denken verhalte wie die Farbe zum Körper. Er hält aber dieses Verhältniss von Wort und Gedanke bei der Aufstellung seiner Theorie vom Sprachursprunge nicht fest. Vgl. Lectures on the Science of Language. 2. ed. London 1862, II, p. 74 u. ö. mit I, p. 388 ff.

Durch Zusammensetzung, übertragene Anwendung und lautliche Umwandlung solcher Wurzeln ist danach der gesammte Vorrath von Wörtern und Wortformen entstanden, den die späteren Zeiten aufweisen.

Bezüglich dieser Zusammensetzung und metaphorischen Verwendung nun kommt man heute allgemein überein, dass sie zum Zwecke der Mittheilung, also mit Bewusstsein vollzogen wurde; wenn auch der eine mehr, der andere weniger verständige Reflexion dabei im Spiele denkt. Wie dagegen die Wurzeln selbst (wenn nicht die, welche die Etymologie thatsächlich irgendwo erschlossen, so etwas ihnen der Funktion nach Analoges) entstanden sind, darüber gehen die Meinungen auseinander.

Die einen nehmen an, dass sich bei den ersten Menschen unwillkürlich bestimmte artikulirte Laute an bestimmte Anschauungen oder Gedanken anschlossen, die anderen suchen die Entstehung der frühesten Worte ohne solche angeborene mechanische Beziehungen zwischen ihnen und den Vorstellungen zu erklären.

Wir wollen die erste Annahme mit dem Namen der nativistischen, die zweite mit dem der empiristischen bezeichnen. Die Bezeichnungen lassen sich auch auf frühere Theorien anwenden. Tiedemann, Maupertuis u. A. wären dann als entschiedene Empiristen, Humboldt's Auffassung als ein extremer Nativismus zu bezeichnen.

I. Darstellung und Kritik der nativistischen Theorie.

Sie wird vornehmlich von H. Steinthal, M. Lazarus, M. Müller und W. Wundt vertreten, und in ihrem Sinne ist die Entstehung der Sprache im Sinne absichtlicher Mittheilung durch artikulirte Laute folgendermassen abzuleiten:

Indem der Urmensch beim Auftauchen einer bestimmten Vorstellung wiederholt einen bestimmten Laut äusserte, gewann er allmälig die Macht, ihn willkürlich zu erzeugen und unter Umständen zu äussern, die ihn an sich nicht hervorriefen; wie das Kind sich des Schreies bemächtigt, den zuerst der Schmerz ihm auspresste. Zugleich bildet sich eine Association zwischen der Vorstellung des Lautes und dem Gedanken, der jenen hervorzurufen pflegt. Vermöge dessen wird, wenn wir uns mehrere gleichorganisirte Wesen in Gesellschaft denken, ein Anfang gegenseitigen Verständnisses erwachen, und wenn für den Einzelnen Motive da sind, dieses Verständniss von fremder Seite zu wünschen, absichtliche Kundgabe hinzutreten.

Bei manchen Vertretern der nativistischen Annahme, so besonders bei H. Steinthal und M. Lazarus findet sich diese Ableitung weit ausgeführt und beschrieben, wie die Laute, einmal mit den Gedanken associirt, ein Hülfsmittel für die Erneuerung der letzteren wurden; aber uns interessirt vorab die Frage, wie man die Annahmen, welche die Erklärung des Sprachursprungs so leicht zu machen scheinen, begründet.

Max Müller[1]), der uns um seiner isolirten Stellung willen zuerst beschäftigen soll, macht bloss einen schwachen Versuch, seine Voraussetzungen über die ursprüngliche Organisation des Menschen durch den Nachweis ihrer Analogie mit sicheren Erfahrungen zu rechtfertigen. „Es gibt ein Gesetz," heisst es a. a. O. Seite 387, welches sich beinahe durch die ganze Natur hindurchzieht, dass jeder Körper, der in Schwingungen versetzt wird, einen Schall erregt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang.... Ebenso war es beim Menschen, dem vollkommensten Werke der Natur. Er besass die Fähigkeit, seinen

[1]) Lectures I. p. 345—395.

begrifflichen Gedanken einen artikulirten Ausdruck zu geben. Diese Fähigkeit war nicht sein Werk; sie ist ein Instinkt des Geistes und so unwiderstehlich wie irgend ein anderer Instinkt... Der Mensch verliert seine Instinkte, wenn er ihrer nicht mehr bedarf... So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum erstenmal durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck gab, als sein Zweck erreicht war."

In einer Anmerkung bemerkt er selbst, das angeführte Gleichniss könne nicht als eine Erklärung oder Ableitung (explanation) des Sprachinstinktes, sondern bloss als eine Erläuterung (illustration) dienen [1]), und in der That kann man ja schon darum kein Gewicht auf die Analogie legen, weil sie, wenn überhaupt einmal, so immer gelten würde, der Sprachinstinkt aber nach Müller dem Geschlechte verloren gegangen ist.

Er fährt also fort: „Dass dem Menschen in seinem Urzustande die Kraft innewohnte, jedem Eindruck von aussen einen Ausdruck von innen zu geben, muss als eine letzte Thatsache angesehen werden. Sie muss vorhanden gewesen sein, weil ihre Wirkungen noch existiren." Es scheint Müller nämlich durch die vergleichende Sprachgeschichte erwiesen zu sein, dass die frühesten Wurzeln unserer Sprachen nicht nachahmende Laute waren. Daraus folgert er, dass sie entweder durch Uebereinkunft eingeführt werden mussten, was aber eine

---

[1]) In den Vorreden zur 5. und 6. Auflage der „Vorlesungen" verwahrt sich Müller ausdrücklich dagegen, dass er den obigen, von Heyse aufgebrachten Gedanken jemals zum seinigen gemacht habe; ja in einem neuesten Artikel: „Meine Antwort an Herrn Darwin" Deutsche Rundschau, Erster Jahrgang, 6. Heft, S. 410, erklärt er, den Ursprung der Sprache nicht für instinktmässig zu halten.

Sprache vor der Sprache voraussetzte, oder einen instinktiven Ursprung haben müssen.

Einen anderen Weg als Müller schlagen Steinthal, Lazarus und Wundt in der Begründung der nativistischen Annahme ein. Sie soll sich in ihrem Sinne nicht vornehmlich dadurch rechtfertigen, dass sie die Erscheinungen am sichersten erklärt, sondern dadurch, dass sich für das, was sie im Urmenschen postulirt, heute noch ein Analogon in uns aufzeigen lässt. Sie weisen darauf hin, dass in jedem von uns psychische Zustände unabhängig von Absicht und Gewohnheit Bewegungen und auch speciell bestimmte Laute hervorbringen. Denken wir uns dies bei den ersten Menschen so ausgedehnt, dass damals verschiedene Vorstellungen deutlich unterscheidbare Laute erzeugten, so haben wir daran die Keime der ersten Sprache, und diese ist dann, wie Steinthal sich ausdrückt[1]), eine (angeborene) Lautmimik und fällt als besondere Klasse unter die wohlbekannte allgemeine Gattung der Reflexbewegungen.[2])

---

[1]) Abriss der Sprachwissenschaft, I, Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1871. S. 396. Vgl. Grammatik, Logik und Psychologie 1855 S. 311. Siehe auch Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Leipzig 1874. S. 849 und 857.

[2]) Wir gebrauchen hier, im Einklang mit den genannten Forschern, den Ausdruck Reflexbewegungen für alle Bewegungen, welche unabhängig von Willkür und Gewohnheit vermöge eines angeborenen Mechanismus aus einem psychischen Zustand hervorgehen.

Sonst pflegt man bekanntlich Reflexe als solche Bewegungen zu definiren, welche ohne Vermittlung einer Empfindung oder eines Gefühls, durch eine rein körperliche Ueberleitung des Reizes von einem sensiblen auf einen motorischen Nerven zu Stande kommen.

Dass aber thatsächlich beim Urmenschen der spontane Ausdruck des inneren Lebens diesen Umfang und Charakter hatte, sucht man durch den Nachweis wahrscheinlich zu machen, dass in den jetzt lebenden Menschen um so deutlichere Spuren davon auftreten, je mehr ihr Zustand im Uebrigen dem der ersten Menschen gleichkommt. Um die Tragweite dieser Begründung richtig schätzen zu können, halten wir uns genau an die Fassung, welche die einzelnen dem gemeinsamen Grundgedanken geben; doch lassen sich die Darstellungen von Steinthal und Lazarus näher zusammenbringen.

„Wir erinnern uns," so leitet Lazarus seine Beweisführung ein,[1] „dass die Erregung der sensiblen Nerven Reflexbewegungen in den motorischen Nerven zur Folge haben; wir wissen auch bereits, dass diese Reflexbewegungen in den Stimm- und Sprechorganen stattfinden können. Wenn also Gefühle der Lust oder Unlust ein Hervorbrechen von Tönen zur Folge haben, so ist dies ein Erfolg der Reflexbewegung. Aber nicht bloss die Gefühle, auch die Empfindungen und Anschauungen werden Reflexbewegungen, die Affekte und Begierden Mitbewegungen in den Sinnorganen zur Folge haben ... Wir werden sogleich auf die verschiedenen Arten und Ursachen der Reflexbewegungen zur Lauterzeugung zu sprechen kommen; zunächst aber haben wir nur die allgemeine Thatsache festzustellen, dass jede, wenigstens jede neue Anschauung eines Dinges auch von der Erzeugung eines den empfangenen Empfindungen entsprechenden Lautes begleitet sein wird... Je niedriger die Bildungsstufe eines Menschen ist, desto regsamer ist sein Körper, desto stär-

[1]) Das Leben der Seele 1856 II S. 72 ff.

ker und häufiger die Reflex- und Associationsbewegungen; ungebildete Menschen verzerren das ganze Gesicht beim Schreiben; alle Südländer sprechen mit unausgesetzter Begleitung von Gestikulationen; unsere Betrachtung hat den Menschen auf der ersten Stufe geistiger Entwickelung vor sich; daraus folgt dann mit Sicherheit, dass hier die Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der organischen Bewegungen die grösste sein wird, wie denn auch unsere Kinder, sobald sie sprechen können, fast immerwährend sprechen, selbst wenn sie allein sind. Man kann demnach mit vollem Rechte behaupten, dass nach den allgemeinen physiologischen Gesetzen des menschlichen Organismus die Seele keinen Eindruck durch ihn empfangen, keine Bewegung durch ihn vollziehen wird, ohne dass der Organismus dabei zugleich in Tönen ausbricht. Und diese unwillkürlich in Begleitung der Gefühle, Anschauungen etc. hervorgebrachten Töne, diese ursprünglichen und rein natürlichen Laute sind eben die Elemente der Sprache."

Eine ähnliche Gedankenreihe treffen wir bei Steinthal.[1])

Er geht von der Bemerkung aus, dass die sensiblen Erregungen, die wir fortwährend erfahren, einer gewissen Ausgleichung bedürfen, und dass die Natur diese in grossem Masse dadurch herbeigeführt hat, dass sie Muskelbewegungen an sie knüpfte, wobei Affectionen der Respirationsmuskeln und Stimmorgane eine hervorragende Stellung einnehmen.

Danach nun glaubt Steinthal erwarten zu dürfen, „dass der Urmensch in grösster Lebhaftigkeit alle Wahrnehmungen, alle Anschauungen, die seine Seele empfing, mit

---

[1]) Einleitung etc. S. 363—369, Grammatik etc. S. 254—259 u. 292—294.

leiblichen Bewegungen, mimischen Stellungen, Geberden und besonders Tönen, ja sogar artikulirten Tönen begleitete."

„An uns nämlich," fährt er fort, „haben wir keinen vollen Massstab für die Reflexwirkung. Bildung unterdrückt und schwächt allmählich den Reiz zu überflüssigen Bewegungen. Wir lernen nüchtern und ohne alle Erregungen Wahrnehmungen machen; aber schon unsere Kinder lehren uns, wie auf ungebildete Gemüther die scheinbar gleichgültigsten Dinge einen Eindruck machen. Man beobachte solch' ein kleines Wesen im dritten oder vierten Lebensjahre. Welch unermüdliche Beweglichkeit! und wie wird jede Abänderung des jeweiligen Zustandes des Bewusstseins durch Wahrnehmung oder Erinnerung mit Sprache begleitet! Was aber gar von unkultivirten Völkern erzählt wird z. B. von den tatarischen Stämmen Sibiriens, das zeigt eine Erregbarkeit, wie wir sie unter uns nur in nervös krankhaften Zuständen beobachten können. Die Reflexbewegungen des Negers führen buchstäblich aus, was wir in übertriebener Ausdrucksweise als Folgen von Erregungen hinstellen, wie Rad schlagen bei freudvollen Wahrnehmungen. Solche Ausdrücke beruhen also auf Erfahrung auch unter uns, obwohl nur auf seltener. Und wenn alles dies noch nicht wahrscheinlich machen sollte, dass in Folge der Reflexe der Wahrnehmungen Laute entstehen sollten, so erinnere ich an das taube und blinde Kind Laura Bridgman, welche, obwohl sie doch ihre Reflexlaute nicht einmal hörte, für jede Person des Instituts, in welchem sie lebte, einen eigenen Ruf hatte, der so bestimmt geformt war, dass er von allen diesen Personen in ihrer Umgebung gewissermassen als die von dem Kinde gegebenen Eigennamen verstanden wurde. So wird man es denn nicht allzu gewagt finden, wenn wir meinen, dass bei den Urmenschen erstlich keine Seelenerregung vorging, ohne eine entsprechende reflektirte kör-

perliche Bewegung; und zweitens auch, dass jeder bestimmten besonderen Seelenbewegung eine bestimmte körperliche entsprach, welche physiognomisch und tönend zugleich war."

Man sieht, dass Lazarus und Steinthal sich in der Fassung und Begründung ihrer Theorie nahe kommen. Ein Unterschied besteht nur darin, dass Steinthal den auf eine Anschauung hin reflektorisch hervorbrechenden Laut immer zunächst an ein Gefühl geknüpft denkt, welches die Anschauung begleitet [1]), während Lazarus denkt, dass „auch ohne alle Verbindung mit einem bestimmten und specialisirten Gefühl die Anschauung selbst, allein vermöge ihrer eigenen Stärke oder Neuheit in Lauten hervorbrechen könne [2])."

Dagegen sind Beide wieder einig in einem Punkte, den wir noch nachzutragen haben, dass zwischen den Reflexlauten und den Anschauungen, durch welche sie ausgelöst werden, eine Verwandtschaft bestehe, sei es eine direkte, sei es eine in der Aehnlichkeit der beide begleitenden Wahrnehmungsgefühle wurzelnde. [3])

Gehen wir an die Beurtheilung des hier Vorgebrachten.

Steinthal hat ohne Zweifel einen wahren Zug unserer psychophysischen Organisation im Auge, wenn seine Meinung ist, dass jede Wahrnehmung ein Gefühl erregt, und jedes Gefühl irgend welche Wirkung auf motorische Nerven hat: aber ebenso sicher ist, dass wenigstens beim

---

[1]) Einleitung S. 375 und 396, Grammatik S. 310 ff.

[2]) a. a. O. S. 87.

[3]) Lazarus l. c. S. 88 ff.; Steinthal Gramm. S. 312. Einleitung S. 376 ff.

Menschen, wie wir ihn jetzt beobachten, jenes Gefühl und seine Wirkung auf den Organismus nur zuweilen so stark sind, dass sie merklich und unterscheidbar werden. Auch ist diese Wirkung nicht immer eine Affection der Stimmorgane, noch weniger ist es so, dass jede Wahrnehmung einen neuen, deutlich von dem jeder anderen verschiedenen, Laut, ja sogar einen Laut erzeugte, der ihrem Inhalt ähnlich wäre.

Steinthal und Lazarus glauben dennoch annehmen zu dürfen, dass dies beim Urmenschen so war, weil dieser auf der tiefsten Stufe psychischer Entwicklung stand und die Erfahrung zeige, dass „Reflexbewegungen um so kräftiger, durchgängiger und darum auch bestimmter" sind[1]), je niedriger irgendwo der Bildungsgrad ist.

Allein in dieser ganzen Beweisführung und den für die einzelnen Sätze erbrachten Belegen sind entschiedene Lücken.

Zuerst ist es nicht evident, dass die Erregsamkeit und Beweglichkeit der Kinder, Südländer und Wilden, auf die man sich beruft, ihren Grund schlechtweg im Mangel der Bildung habe. In manchen Fällen ist vielmehr das Gegentheil offenbar. Auch Italiener, die uns an Bildung nicht nachstehen, begleiten ihre Rede in weitgehenderem Masse mit Geberden, als z. B. Deutsche oder Engländer es durchweg zu thun pflegen. Es scheinen hier Unterschiede der körperlichen Organisation wirksam, welche von den klimatischen Verhältnissen abhängen. Dasselbe ist jedenfalls mit im Spiele, wenn gewisse wilde Völker besonders lebhaft durch Bewegungen und dgl. auf äussere Eindrücke antworten; denn bei manchen anderen, die einer gleichen psychischen Entwicklungsstufe angehören, wird dies

[1]) Vgl. Steinthal, Gramm. S. 259.

wieder nicht beobachtet. Aber auch bei den Kindern ist sehr fraglich, ob ihre grössere Beweglichkeit den Grund einzig in dem Mangel an Bildung hat. Das Kind ist nicht bloss in psychischer, es ist auch in körperlicher Entwicklung begriffen; sein Puls ist rascher, der Stoffwechsel lebhafter, und damit kann die grössere Erregbarkeit zusammenhängen. Man hat also kein Recht, ihm den Urmenschen schlechtweg gleichzustellen, ausser man denke sich diesen selbst als Kind.

Damit sei nicht geleugnet, dass nicht ein primitives Seelenleben unter sonst gleichen Umständen von mehr reflectorischen Bewegungen begleitet sein wird, als ein in der Entwicklung fortgeschrittenes; aber es that noth zu erinnern, dass man nicht berechtigt ist, auf diesen Titel hin Alles, was man irgendwo an Erregbarkeit trifft, auf den Urmenschen zu übertragen, ja es dort in noch weitergehendem Massstabe vorhanden zu denken.

Die obige Argumentation leidet aber noch an einem zweiten Fehler. Man hat sich dabei auf Aeusserungen bei Kindern, Südländern u. s. w. als auf Reflexbewegungen berufen — von denen sehr die Frage ist, ob sie diesen Charakter haben.

Um nicht unnöthig in's Detail zu treten, greifen wir das heraus, was am meisten für die Annahme zu sprechen scheint, dass der Mensch „von Natur mit jeder seiner Anschauungen eine bestimmte körperliche Bewegung", und noch weiterhin eine solche, die jener ähnlich wäre, verbinde. Es sind dies die malerischen Geberden, womit viele ihre Rede, ja auch ihre einsamen Gedanken begleiten.

Diese sind nun offenbar bloss zum Theil reflectorisch, d. h. unwillkürliche Folgen eines angebornen Mechanismus; zum Theil werden sie geradeso wie die Worte,

welche sie begleiten, durch die Absicht, sich verständlich zu machen, hervorgerufen[1]), und theilweise erfolgen sie gewohnheitsmässig, wie wir ja auch manchmal im Nachdenken absichtslos sprechen.

Es kann nicht genug betont werden, dass Gewohnheiten, wenn man bloss auf das Resultat sieht, oft von angebornen Dispositionen oder Instinkten nicht zu unterscheiden sind; nennt man ja darum auch eine eingewurzelte Gewohnheit die zweite Natur.

Und so können denn gewisse Aeusserungen unter bestimmten Umständen ebenso absichtslos und regelmässig erfolgen wie reflectorische, bloss weil man früher unter ähnlichen Umständen öfter ähnliche Bewegungen ausgeführt hat. Hat also der Trieb zur Nachahmung, oder die Absicht der Mittheilung, oder irgend ein Nutzen, den man erfahrungsgemäss von einer Bewegung erwartete, öfter dazu veranlasst, sie bei einem gewissen Seelenzustand auszuführen, so wird sie später bei der Wiederkehr eines ähnlichen Zustandes absichtslos eintreten.

Steinthal legt noch besonderes Gewicht auf seine Beobachtungen an einem Kinde, welches beim Anblick rollender Fässer lululu äusserte, und später auch andere rollende und runde Gegenstände mit diesem Laut bezeichnete, und auf andere ähnliche Erscheinungen.[2])

---

[1]) Besonders Ungebildete haben eine Neigung, Nachahmungen als Ausdrucksmittel zu benützen. Vgl. darüber unten.

[2]) Einleitung S. 382. Anderwärts scheint Steinthal solchen Beobachtungen an Kindern zu misstrauen. Denn Einleitung S. 399 heisst es: „Das Kind kennt z. B. den Hund, das Pferd. Es nennt es Wauwau, Hühü. Ob jemals beobachtet worden ist, dass ein Kind diese Namen gegeben hat. Ich vermuthe, es waren immer die Erwachsenen, welche dem Kinde diese Laute vorgesprochen haben."

Zunächst möchten wir hier allgemein bemerken, dass es gewiss verfehlt ist, die Aeusserungen der Kinder so leichtweg für absichtslos und noch weiterhin für reflectorisch zu halten. Gewiss treten bei ihnen mehr Reflexbewegungen auf, als beim Erwachsenen; aber bald versuchen sie dieselben auch um dieser oder jener Annehmlichkeit willen, die sie bei ihrem ersten Auftreten erfahren haben, zu wiederholen. Viele dieser Versuche haben ihr Motiv in der Lust an der Lungen- und Muskelthätigkeit, welche bei den Kindern und jungen Thieren besonders intensiv zu sein scheint. Aus ihr erklärt sich zum guten Theil das viele Schreien, Zappeln und Springen der Kinder und die Strafe, welche in dem Schweigen und Stillesitzen für sie liegt. Zu weiterer Uebung von Bewegungen mancherlei Art führt die Kinder der Trieb, was sie sehen und hören durch ihre eigene Thätigkeit nachzuahmen, eine Neigung, die aus mehrfachen Gründen erklärlich ist [1]), und andere Motive kommen hinzu, die wir hier nicht einzeln aufzählen können. Alle diese Uebungen endlich können wieder Gewohnheiten begründen, die sich in früher Jugend besonders rasch und leicht bilden: so dass man auch nicht berechtigt ist, alles absichtslose Gebahren und Thun der Kinder ohne weiteres für reflectorisch zu halten.

Sieht man nun speciell auf die von Steinthal an jenem Kinde beobachteten Lautäusserungen, so zeigt sich aus seinem Berichte selbst ganz deutlich, dass es absichtliche

---

[1]) Der Trieb zur Nachahmung scheint kein einfacher Grundtrieb zu sein. Unten wird sich Gelegenheit bieten, eine Analyse desselben zu versuchen, aus welcher auch erklärlich wird, dass er, wie die Erfahrung zeigt, besonders bei unentwickeltem Seelenleben stark ist.

Nachahmungen eines Tones[1]), oder durch Association des Aehnlichen vermittelte Wiederholungen von solchen sind. An Motiven für Beides fehlte es nicht; die Absicht, andere auf den nachgeahmten Gegenstand hinzuweisen, mochte wirksam sein, in einem anderen Falle auch bloss das Wohlgefallen am Tone selbst, und überall kam die Erfahrung hinzu, dass jede Aeusserung den Eltern Freude machte, was allein schon das Kind zu neuen Versuchen antreiben kann.

Wenn man sich endlich für die nativistische Annahme auf das Verhalten von Taubstummen beruft, so ist mir dies völlig unbegreiflich. Ist dieses ja der deutlichste Beweis dafür, dass die Natur nicht mit der Wahrnehmung von Farben, Bewegungen, Figuren, Gerüchen u. s. w. reflectorisch artikulirte Laute verbunden hat. Denn mit der teleologischen Deutung von Lazarus[2]), sie würden nicht geäussert, weil der Taubstumme sie doch nicht hören würde, der Organismus aber, in welchem der Zweck das Herrschende sei, nach einer solchen Reflexbewegung strebe, welche auch jenem selbst zur Wahrnehmung komme, also hier nach einer sichtbaren, — wird sich Niemand zufrieden finden. Von solchen teleologischen Erklärungen gilt sicher, was Baco von allen sagte, sie seien einer gottgeweihten Jungfrau ähnlich, zwar schön, aber unfruchtbar.

Wir kommen zu einer letzten und entscheidenden Lücke der nativistischen Beweisführung.

Setzen wir auch den Fall, Alles was Steinthal und

---

[1]) Ob, wie Steinthal meint, das Kind auf die Gesichtswahrnehmung der rollenden Fässer mit seinem lululu reagirte, ohne jemals den Ton gehört zu haben, (was allerdings eigenthümliche Onomatopöie wäre) müsste doch genauer verificirt werden.

[2]) a. a. O. S. 89 ff.

Lazarus von Kindern, Südländern und wilden Völkern erwähnen, wäre als Reflexbewegung zu betrachten und hätte seinen Grund in niedriger psychischer Entwicklung, so dass wir es auch beim Urmenschen voraussetzen dürften: würde sich dieses Erfahrungsmaterial mit den strittigen Voraussetzungen decken? Offenbar nur zu einem verschwindenden Theil.

Nimmt doch Lazarus an, dass im Urzustande jede neue Anschauung von einem entsprechenden Laut begleitet war (a. a. O. S. 73); und heisst es bei Steinthal (Einl. S. 369 u. 70): „Denken wir uns den psychophysischen Mechanismus des Urmenschen noch so vollkommen . . die Anschauungen noch so lebhaft, ihre Reflexwirkung auf das Stimm- und Sprachorgan noch so fein und bestimmt, so dass auf jede besondere Wahrnehmung eine besondere, und zwar die klarste Artikulation dem Munde entführe, wie wir uns das freilich vorstellen müssen" u. s. w. (Vgl. auch a. a. O. S. 405.)

Nun bedenke man einmal, was alles damit behauptet ist. Nicht bloss mit den Gehörswahrnehmungen, sondern auch mit den Wahrnehmungen von Bewegungen, Gestalten, Farben, Geruch, Geschmack u. s. w. sollen durch angeborne, mechanische Beziehungen besondere Laute verknüpft sein und zwar, wie hinzugefügt wird, solche, die ihnen ähnlich sind.

Allein welche unzweideutig erfassbare Aehnlichkeit besteht zwischen Tönen und Farben, Figuren, Bewegungen u. s. w.?

Steinthal hebt hervor[1]), dass die Verwandtschaft der Anschauung und des von ihr reflectirten Lautes vornehmlich

[1]) Einleitung S. 376 ff.

in den beide begleitenden Gefühlen wurzle. Auch wir glauben, dass es solche auf dem Gefühl beruhende Analogien zwischen Wahrnehmungen verschiedener Sinne gibt; aber dehne man dies noch so sehr aus und weiter als wir deutliche Erfahrung davon haben, so sind diese Analogien doch jedenfalls nicht fähig, zu leisten, dass jeder besonderen Wahrnehmung ein besonderer, deutlich unterscheidbarer Laut entspreche, der als Zeichen für sie dienen konnte. Denn wenn Töne, Farben, Gerüche, Bewegungen u. s. w. ähnliche Gefühle erzeugen, so werden, da ähnliche Gefühle ähnliche Reflexlaute zu Folge haben, Ton-, Farben-, Geruchswahrnehmungen auch ähnliche, nicht klar unterscheidbare Laute hervorrufen.

Und sehen wir von dem Umstand der Aehnlichkeit und den besonderen Schwierigkeiten, die damit zusammenhängen, ab — was bedürfte es überhaupt für eine Unmenge verschiedenartiger Laute, damit jeder besonderen Anschauung ein besonderer Laut entsprechen könnte, fähig, uns und anderen Zeichen für sie zu sein? Auch die reichste Sprache deckt bekanntlich die Mannigfaltigkeit unserer Gedanken nur unvollkommen, und doch greift sie nicht bloss zu mehrfacher, eigentlicher und metaphorischer Verwendung der Laute, sondern, was besonders wichtig ist, zum Mittel der Syntaxe, indem sie für zusammengesetzte Gedanken nicht stets wieder neue Ausdrücke, sondern Combinationen aus denjenigen bildet, welche bereits für die einzelnen Theile jenes Gedankens bestehen. Statt dessen denke man sich für jede neue Zusammensetzung von Vorstellungen neue Wörter — welches Gedächtniss könnte sie fassen?

Wir sind noch nicht zu Ende! Nur unter den einfachen Empfindungen[1]) und den abstrakten Begriffen findet sich

[1]) Wenn jeder einfachen Sinneswahrnehmung ein Laut ent-

völlige Gleichheit; was man „Anschauungen“ nennt, wechselt continuirlich und nie kehren zwei völlig gleiche wieder. Wenn also beim Urmenschen Laute die Verschiedenheit seiner Anschauungen abspiegelten, dann mussten sie wohl auch continuirlich wechseln?

Nehmen wir aber sogar einen solchen Parallelismus des Lautes mit der Mannigfaltigkeit der Anschauungen an, was sollte er nützen? Verständniss könnte er offenbar nicht begründen, denn dieses beruht, wenigstens so weit es sich um Mittheilung von Anschauungen und Gefühlen handelt, wesentlich darauf, dass auch bloss ähnliche Seelenzustände sich in derselben Weise äussern; da ja weder Anschauungen noch Gefühle, wie nicht bei demselben, so noch viel weniger bei verschiedenen Wesen jemals gleich sind.

Sobald man sich den Inhalt der nativistischen Voraussetzungen in dieser Weise klar macht, steht man nicht bloss davon ab, adäquate Belege für sie in der Erfahrung zu suchen; es zeigt sich sogar, dass wer, um sich die Erklärung des Sprachursprungs leichter zu machen, besondere Annahmen zu machen entschlossen wäre, sie anders zu formuliren hätte, als es hier geschehen ist.

Alledem gegenüber kann man die Frage nicht unterdrücken, wie denn so geachtete Forscher auf die bekämpfte Hypothese gekommen, und sie löst sich, indem man bedenkt, dass hier, wie öfter, höchst gewagte Annahmen aus der Ueberspannung wichtiger Wahrheiten entstanden sind. Es kann sowohl der Billigkeit und Allseitigkeit der Kritik, als unserer eigenen Untersuchung nur zum Vortheil gereichen, wenn wir diese Wahrheiten, welche hervorgehoben zu haben ein Verdienst des Nativismus ist, hier zusammenstellen,

---

sprach (was übrigens nicht Steinthal's und Lazarus Meinung scheint), was geschah dann, wenn man mehrere solche zugleich hatte?

indem wir zugleich, soweit es nicht bereits geschehen ist, auf die Uebertreibung aufmerksam machen.

Psychische Zustände können unabhängig von Absicht und Gewohnheit mancherlei Bewegungen, und auch speciell Lautäusserungen erzeugen, und diese treten bei verschiedenen und bei demselben Individuum um so mehr hervor, je niedriger die psychische Entwicklung ist, während sie durch die wachsende Bildung unterdrückt werden.

Die Natur hat durch diese Verknüpfung von Muskelactionen mit den inneren Erregungen für diese eine wohlthuende Ableitung geschaffen[1]), erreichte aber dadureh zugleich auch den Zweck, uns die willkürliche Ausführung von Bewegungen zu ermöglichen. Wir können Bewegungen nicht von vorne erzeugen, sondern nur wiedererzeugen, nachdem sie ohne unser Zuthun eingetreten sind, indem wir die psychischen Zustände wieder hervorrufen, an welche wir sie geknüpft sahen. Wären also nicht lautbildende Bewegungen von Natur mit unserem inneren Leben verbunden, so könnte nie Sprache, d. h. absichtliche Aeusserung von Lauten als Zeichen psychischer Zustände entstehen. Von der Beobachtung, dass sich in uns seelische Erregungen oft unwillkürlich in körperlichen Bewegungen und mit Vorliebe in Tönen äussern, und zwar um so mehr, je primitiver ir-

---

[1]) Ausweinen bei schmerzlicher Erschütterung erleichtert fühlbar und selbst freudige Gemüthsbewegungen von grösserer Stärke, deren natürlichen Ausdruck wir hemmen sollen, werden wie ein Druck gefühlt. Bei manchen Menschen ist dieses Bedürfniss nach irgendwelchen Aeusserungen auch schon bei mässigen Erregungen sehr fühlbar und die innere Unruhe macht sich nicht bloss in häufigeren reflectorischen, sondern auch in reicherem Auftreten von angewöhnten Bewegungen, in vielem Sprechen, Gestikuliren u. dgl. Luft. Vgl. auch Lotze, Mikrokosmus, 2. Band (2. Auflage) S. 217 ff.

gendwo das Seelenleben ist, ging Steinthal zu der Annahme fort, dass im Urmenschen „jeder bestimmten Seelenbewegung eine bestimmte körperliche entsprach, welche . . tönend . . war“ (Einleit. S. 369), — und wir haben die Fehler dieser Folgerung bereits hervorgehoben.

Aber auch die andere Erwägung, und dies wurde früher nicht erwähnt, spielte bei Steinthal's Voraussetzungen mit[1]), dass nämlich „unsere absichtlichen Bewegungen sämmtlich nur vom Zweck in Dienst genommene Reflexbewegungen sind“, wie er sich ausdrückt, und daraus scheint er zu schliessen, dass, wenn Mittheilung durch artikulirte Laute entstehen sollte, die Natur auch artikulirte Laute reflectorisch mit inneren Zuständen verknüpfen musste.[2]) (Die ursprünglichen Reflexlaute waren also nach ihm „deutlich und bestimmt artikulirt“, obwohl nur unrhythmisch. Vgl. a. a. O. S. 367.)

Allein auch diese Ueberlegung ist untriftig nnd scheint zu vergessen, dass allerdings die Gesammtheit der Bewegungen, die wir willkürlich ausführen, zuvor absichtslos ein-

---

[1]) Vgl. auch Lazarus a. a. O. S. 55 ff.

[2]) In dem Gedanken, dass wir bei den sog. Willkürbewegungen bloss die von der Natur zwischen gewissen innerlichen Zuständen und körperlichen Actionen angeordneten Beziehungen absichtlich benützen, schliesst sich Steinthal an Lotze an. Wenn er aber bei diesem Forscher (Medicinische Psychologie S. 293) auch die obenerwähnte Supposition, dass die Sprache, im Sinn einer Verknüpfung bestimmter artikulirter Laute mit bestimmten Gedanken, ursprünglich angeboren war, zu finden glaubt, so versteht er ihn nicht richtig. Die angezogene Stelle kann schon für sich selbst betrachtet unmöglich so gedeutet werden, und zum Ueberfluss liessen sich andere zur Vergleichung herbeiziehen, die über ihren Sinn keinen Zweifel gestatten. Vgl. z. B. Allgem. Physiologie des körp. Lebens S. 462, eine Stelle, welche Steinthal merkwürdigerweise selbst citirt, besonders aber Mikrokosmus, II. Band, S. 232 ff., auch 222.

getreten sein muss, aber nicht nothwendig in der Form und Verbindung, in welcher wir sie später üben.

Bei unseren Kindern sehen wir nicht „deutlich und bestimmt artikulirte“ Reflexlaute mit den psychischen Zuständen eng verknüpft (denn obschon sich an den von ihnen reflektorisch geäusserten Lauten Bestandtheile, die den Elementen unseres Alphabets analog sind, unterscheiden lassen, wird sie doch Keiner, der beim gewohnten Sprachgebrauch bleiben will, „deutlich artikulirt“ nennen): und dennoch gelangen sie durch Uebung, aber auch nur durch Uebung, zur Artikulation, indem es ihnen gelingt, von den Lautgemengen, welche die Natur reflektorisch bietet, für und für einfachere Elemente abzulösen und willkürlich zu combiniren. So sehr ist deutliche Artikulation Sache der Uebung, dass nur die beständige Gewohnheit der Mittheilung, welche zu verständlicher Aussprache nöthigt, den Besitz des hierin Gewonnenen sichert und Menschen, welche längere Zeit vom Verkehr abgeschnitten waren, die Fähigkeit deutlicher Artikulation verlieren.

Man hat also auch nicht nöthig, beim Urmenschen fertige Dispositionen zu mannigfaltigen artikulirten Lauten anzunehmen. Wenn wir ihn uns analog organisirt denken, so traten, indem er die Laute, welche auf seine inneren Erregungen unwillkürlich erfolgten, zu wiederholen strebte (sei es zum Zwecke der Mittheilung, sei es bloss spielend) mancherlei unbeabsichtigte Abweichungen von ihrer früheren Form ein. Verlegte man auch auf die Erzeugung der Abweichungen wieder Fleiss, so lockerten sich die Lautcomplexe, die anfänglich allein zu Gebote gestanden hatten, im Laufe dieser Uebung mehr und mehr, und wurden fortschreitend einfachere Bestandtheile von ihnen ablösbar.[1])

[1]) In demselben Sinne wirkten die Versuche, Laute anderer

Die Ausbildung der menschlichen Stimme zum artikulirten Sprechen ist ähnlich der Ausbildung der Fingerbeweglichkeit zum Klavierspiel; denn auch hier handelt es sich darum, eine Menge von Bewegungen, welche die Natur verschmolzen hat, durch Uebung zu isoliren und gesondert festzuhalten, um sie in der Folge in mannigfach neuen Weisen combiniren zu können. —

Noch eine letzte Bemerkung haben wir nachzutragen, die auf die Entstehung der nativistischen Hypothese in der hier bekämpften Form Licht werfen kann.

Steinthal und Lazarus nehmen an, dass der Mensch von Natur seine Anschauungen nicht bloss mit irgendwelchen, sondern gerade mit ähnlichen Lauten begleite, und man fragt sich mit Grund, wie sie dazu kamen, trotz des unzureichenden Erfahrungsbeweises diesen völlig neuen und eigens zu rechtfertigenden Bestandtheil, der die vorgängige Wahrscheinlichkeit des Grundgedankens um Vieles vermindert, zu diesem hinzuzufügen.

Auch hier war nun, wie besonders deutlich bei Steinthal hervortritt, eine allgemeine Ueberlegung, aber diesmal nicht eine missdeutete Wahrheit, sondern ein fälschlich für axiomatisch gehaltenes Vorurtheil im Spiele, dahin wirkend dass man die Aehnlichkeit des Reflexlautes mit der Anschauung nicht als eine neue Annahme, sondern als etwas Selbstverständliches betrachtete. Steinthal scheint nämlich anzunehmen, dass die Wirkung stets nothwendig ihrer Ursache ähnlich sei. Nur in dem Sinne kann ich die folgende Begründung von ihm verstehen:

Wesen durch Wiedergabe der Bestandtheile, die man darin erkannte, nachzuahmen. — Bei der nachwachsenden Generation kam die Nachahmung der den Erwachsenen bereits geläufigeren Artikulationen hinzu und spielte bei der Ausbildung ihrer Stimmorgane eine immer wichtigere Rolle.

„Dass bei Anschauungen, in denen eine Lautempfindung liegt, vorzüglich diese reflektirt werden wird, lässt sich wohl erwarten. Ueberhaupt aber lässt sich doch wohl annehmen, dass der reflektirte Laut eine gewisse Aehnlichkeit mit der Anschauung haben wird, und dies ist also das Wesen der Onomatopöie. Aber diese Aehnlichkeit ist nicht Folge einer Nachahmung, wobei immer Absicht vorausgesetzt wird, sondern es ist ein Lautreflex, wobei sich die Sprachorgane wie ein Spiegel, wie die Netzhaut des Auges(!), verhalten, in dem sie zurückspiegeln, was auf sie wirkt.“ (Grammat. S. 312.)[1])

In dem neueren Werke (Einleitung etc.) lässt Steinthal die Aehnlichkeit zwischen Anschauung und Reflexlaut vorzüglich in den Wahrnehmungsgefühlen wurzeln, wovon Beide begleitet sind, und auch hier stützt sich seine Darlegung stillschweigend auf jene falsche Voraussetzung.

„Wir wissen,“ heisst es hier, „dass jede Wahrnehmung und Erinnerung auch Gefühl ist (und vermöge dieses Gefühls erzeugt sie nach Steinthal den reflektorischen Laut)... Auch die Wahrnehmung der Reflexbewegung selbst erregt wieder ein Gefühl. Es liegt doch nahe anzunehmen, dass das Gefühl, von welchem der Reflex ausgeht und dasjenige, in welches er übergeht, so viel wie möglich verwandt sein werden. Wenden wir dies auf den Sprachlaut an, insofern er ein Reflex ist,

[1]) Vgl. dasselbe Spiel mit den verschiedenen Bedeutungen der Worte „Reflex“ und „reflectorisch“ in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“, 1867 S. 76: „Sind die Wurzeln der Sprache Reflexlaute, so reflectirt sich eben eine Seelenerregung in ihnen, und diese ist ihre Bedeutung. Aber was sich in jedem wurzelhaften Lautgebilde reflectirt, **was diese Lautstrahlen entsendet**, das kann“ u. s. w.

so würde der Wahrnehmung jedes einfacheren, wie noch mehr jedes zusammengesetzteren Lautgebildes ein Gefühl innewohnen, das mit dem Gefühl, welches mit der reflektirten Objekts-Wahrnehmung gegeben ist, in Verwandtschaft steht... Gemeint ist hier... die Erscheinung der sogenannten Onomatopöie."

Nachdem wir die nativistische Hypothese in der Form, welche ihr Steinthal und Lazarus gegeben, eingehend geprüft, werfen wir noch einen Blick auf die vorsichtigere Fassung derselben bei W. Wundt.

„Der Sprachlaut, so bemerkt dieser Psychologe [1]), entspringt gleich der Geberde aus dem unwiderstehlichen Trieb, der in den Menschen gelegt ist, seine Vorstellungen mit Bewegungen zu begleiten, welche zu denselben in unmittelbarer Beziehung stehen und so den sinnlichen Eindruck, den der wahrgenommene Gegenstand hervorbringt, durch subjectiv erzeugte analoge Empfindungen zu verstärken. Ursprünglich entstehen zweifellos alle diese Bewegungen in der Form eines Reflexes und erst allmählich bemächtigt sich derselben die sichere Lenkung des Willens. Wie wir eine gereizte Stelle unserer Haut reflektorisch betasten, so weist der Naturmensch unwillkührlich auf das Objekt hin, das seine Aufmerksamkeit fesselt und begleitet diese Bewegung mit einem Laut, welcher die stumme Geberde verstärkt. Oder er weckt eine reproducirte Vorstellung zu grösserer Lebendigkeit, indem er den Gegenstand derselben durch malende Pantomimen nachbildet und

[1]) Grundzüge der physiologischen Psychologie 1873 und 1874. S. 849 ff.

wieder einen gleich bedeutungsvollen Laut hinzufügt. Noch heute können wir diesen Process zuweilen an Menschen von lebhafter Phantasie beobachten, wenn sie ihre einsamen Gedanken mit Gestikulationen und Worten begleiten. Nur das Wort finden sie in der Sprache bereits vor, das jener erste Naturmensch, wie wir ihn hier voraussetzen, gleichfalls in der Form einer natürlichen Geberde hervorstiess ... Die Sprachäusserung ist in höherem Grade als irgend eine andere Form der Ausdrucksbewegungen an den Vorgang der Apperception gebunden. Keine Vorstellung wird durch Sprache und Geberde bezeichnet, die nicht zuvor appercipirt d. h. aus den zahlreichen Vorstellungen, die das Bewusstsein erfüllen, in den inneren Blickpunkt gehoben wäre ... Sprachlaut und Geberde sind Reflexe des Apperceptionsorgans. Die sinnliche Lebendigkeit des Urmenschen, welcher einst die Sprache erzeugte, haben wir eingebüsst. Dennoch regt sich etwas von jener sprachbildenden Kraft noch in jedem von uns" u. s. w. (a. a. O. 853.)

Aus dieser Stelle geht hervor, dass nach Wundt's Meinung der Urmensch gewisse Vorstellungen unabhängig von der Absicht der Mittheilung durch Laute und Geberden nachbildete; aber was der Grund dafür war, ist nicht deutlich. Denn erst wird gesagt, dass es der Trieb war, die Vorstellungen durch Erzeugung analoger Empfindungen zu verstärken — und danach wären jene Aeusserungen erfahrungsmässige Willkürbewegungen —; sogleich aber werden sie auch wieder als reflektorisch bezeichnet, und danach hätten wir es als letzte nicht weiter ableitbare Thatsache hinzunehmen, dass sie durch die appercipirten Vorstellungen hervorgerufen wurden. Ausser Stande, diese verschiedenen Angaben zu vereinigen, halten wir uns vorab

an die letztere, welche allein eigentlich als nativistisch zu bezeichnen ist.

Was berechtigt anzunehmen, dass beim Urmenschen die appercipirten Vorstellungen reflectorisch Laute erzeugten, die ihnen ähnlich waren?

Dass gerade den appercipirten Vorstellungen diese Eigenschaft beiwohnte, ist schon im Hinblick auf die allgemeine Beobachtung, dass Reflexbewegungen um so häufiger auftreten, je geringer die Aufmerksamkeit und Geistesconcentration ist, (bei Mikrocephalen, Neugebornen, im Schlafe u. s. f.) schwer glaublich. Es ist aber auch durch keine specielle Erfahrung zu erhärten.

Wenn jene „sinnliche Lebendigkeit des Urmenschen" nicht etwas ganz unerhörtes ist, so sollte sie sich doch wohl auch heute noch, etwa in der Jugend, vorfinden. Beobachten wir also ein Kind und zwar zu einer Zeit, wo es bereits einzelne Theile des ihm in jedem Augenblick vorschwebenden Vorstellungscomplexes in den „Blickpunkt" der Aufmerksamkeit erhebt, — man merkt nichts davon, dass jeder Eindruck, der sein Interesse auf sich zieht, reflektorisch einen ihm ähnlichen Laut erzeugt.

Wundt beruft sich darauf, dass Menschen von lebhafter Phantasie ihre Gedanken auch ohne die Absicht der Mittheilung mit Worten und Gesticulationen begleiten. Allein hier ist ja deutlich nicht ein unableitbares Gesetz, dass sich lebhafte Vorstellungen in Lauten äussern, sondern die Gewohnheit im Spiele, wird ja doch das Wort geäussert, welches man gelernt und schon oft für die Mittheilung verwendet hat.[1]) Bestände ein solches Gesetz, dann müssten

[1]) Wir wollen damit nicht sagen, dass es stets bloss die zwecklos nachwirkende Gewohnheit der Mittheilung sei, was uns beim eifrigen Nachdenken manchmal zum Sprechen antreibt; nicht

an bestimmte Vorstellungen von Natur bestimmte Laute geknüpft sein und durch sie ausgelöst werden. Mehr Wahrheit liegt darin, wenn Wundt von einem Triebe spricht, den wir fühlten, Vorstellungen durch Erzeugung von Analogem zu verstärken; nur ist dieser Trieb nicht als eine letzte unableitbare Thatsache anzusehen. Nicht bei jeder, auch nicht bei jeder appercipirten Vorstellung fühlen wir die Neigung, sie durch eine Nachbildung zu verstärken, sondern nur da, wo wir von der grösseren Lebhaftigkeit des Vorstellungsbildes irgend einen Nutzen erfahrungsgemäss erwarten, also z. B. bei angenehmen Vorstellungen, welche uns um so intensivere Lust einbringen, je lebhafter sie sind. Solche mag auch der Urmensch durch eine Nachbildung verstärkt, und diese mag ohne seine Absicht Verständniss erweckt haben. Ob aber diese vereinzelte Thatsache genügt, den Ursprung der Sprache begreiflich zu machen, wird man stark bezweifeln dürfen. Jedenfalls könnte es nur der Versuch beweisen, den wir aber hier nicht durchgeführt finden, da ja Wundt selbst nicht ein so entscheidendes Gewicht auf jenen einzigen Umstand zu legen beabsichtigte.

Das Resultat unserer kritischen Betrachtung des Nativismus ist, dass gegenwärtig dem Menschen keine mechanischen Beziehungen zwischen bestimmten Gedanken und bestimmten artikulirten Lauten angeboren sind, und dass, wer zum Behufe der Erklärung des Sprachursprungs für den frühesten Zustand solche annehmen will, folgerecht glauben

---

selten ist es die Erfahrung, dass das gehörte (wie auch das gesehene) Wort uns kräftiger als Hülfsmittel für die Wiedererweckung und Unterscheidung unserer abstrakten Gedanken dient. Aber dann ist doppelt klar, dass es sich nicht um eine Reflexbewegung handelt.

muss, dass sie dem Geschlechte — auf irgend eine unbekannte, wenn nicht unbegreifliche Weise — verloren gingen.

Wäre es nicht darum zu thun gewesen, die für das Gegentheil vorgebrachten Beweise einzeln zu prüfen und das Wahre und Falsche an ihnen hervorzuheben, so hätten wir diese Consequenz auch einfach durch Hinweis auf die Sprachgeschichte erhärten können.

Denn wenn jener natürliche Gedankenausdruck angeboren blieb, konnte sich die Sprache nicht soweit von ihm entfernen, als es überall geschehen ist. Die meisten Laute unserer Sprachen haben keine Aehnlichkeit mit ihrer Bedeutung, und viele Wörter und Wortbestandtheile sogar eine bloss unselbstständige Function. Es ist also anzunehmen, dass man bei der absichtlichen Verwendung ursprünglich reflectorisch entstandener Laute ihre onomatopoetische Form allmälig fallen liess, ihnen neue Bedeutungen beilegte und die ursprüngliche vergass u. s. w.

Allein eben dieses Aufgeben und Vergessen der ursprünglichen Form und Bedeutung der Laute, welche für die Sprachentwicklung so wichtig war, konnte nicht stattfinden, so lange ein angeborner Zusammenhang zwischen ihnen und gewissen Anschauungen bestehen blieb. Denn wurde dieser auch bei der älteren Generation (in Folge der wachsenden Selbstbeherrschung, wie Steinthal will) unwirksamer, so machte er sich doch bei der nachwachsenden mit neuer Frische geltend. Dadurch aber, dass die Kinder die Sprachlaute immer wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt und Bedeutung äusserten, wurden die Erwachsenen nicht bloss immer von Neuem daran erinnert, sondern auch selbst daran festzuhalten veranlasst. Immer gelingt es den Kindern, die im Kreise der Familie gesprochene Sprache in etwas nach sich zu bestimmen. Man adoptirt ihre beson-

deren Ausdrücke, sowohl neue Gebilde als Verstümmelungen der Eigennamen und anderer bereits gebräuchlicher Wörter, theils aus Wohlgefallen an Allem, was die Lieblinge produciren, theils aber und vorzüglich, um ihnen das Verständniss zu erleichtern. Zu diesen Motiven musste aber ein neues und gewaltiges hinzukommen, wenn die Laute, welche die Kinder erzeugten, für die ältere Generation die Gewalt und den Reiz des Angeborenen hatten.

II. Zur Charakteristik der neueren empiristischen Theorien.

Unter den Forschern, welche sich in neuerer Zeit für die Ansicht ausgesprochen haben, dass die Sprache als eine menschliche Erwerbung zu betrachten sei, wie Herbart[1]), J. Grimm[2]), Lotze[3]), Darwin[4]), Bleek, Whitney, L. Geiger, Tylor u. A., machten sich die vier zuletzt Genannten eine Darstellung ihrer ersten Entstehung ausdrücklich zur Aufgabe.

Wir nennen sie hier zusammen, weil sie, wie eben angedeutet, bei dieser Ableitung nicht bloss die Humboldt'sche Lehre von einem nothwendigen Zusammenhang von Denken und Sprechen ausschliessen, sondern auch im Gegensatz zum heutigen Nativismus keine angeborne Beziehungen zwischen bestimmten Gedanken und (artikulirten) Lauten

---

[1]) Vgl. Psychologie als Wissenschaft. 2. analytischer Theil, II. Abschnitt, 1. Kapitel.

[2]) Ueber den Ursprung der Sprache. Berlin 1852. (In den Abhandlungen der K. Akademie von 1851.)

[3]) Mikrokrosmus, II. Band, 2. Auflage, 1869 S. 217 ff.

[4]) Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Deutsch von V. Carus. 1871. I. S. 45—52.

beim Urmenschen zu Hülfe rufen. Im Uebrigen stimmen sie theils in den Annahmen, die sie innerhalb der oben angegebenen Grenze machen, theils in der Art, wie sie die Sprachbildung daraus abzuleiten suchen, nicht alle überein; und sollen wir gleich unser Urtheil über diese Versuche fällen, so können wir keinen als lückenlos bezeichnen.

J. Bleek[1]) geht in seiner Abhandlung (Ueber den Ursprung der Sprache; herausgegeben mit einem Vorwort von E. Häckel, Weimar 1868) von der Ueberzeugung aus, dass sich der Mensch physisch und psychisch aus einer niederen Form entwickelt habe, und die Forschung nach dem Ursprung der Sprache erscheint ihm wichtig als Forschung nach dem Ursprung dessen, „was den Menschen über Thier erhoben hat."

Dies bestimmt denn auch wesentlich die Richtung seiner Untersuchung, die sich vorzüglich um die Frage bewegt, wie man zuerst dazu kam, „einen Empfindungslaut willkürlich anzuwenden, um die ihn begleitende Empfindung[2]) oder die bei dem Genossen gemuthmasste hervorzubringen" (S. 49 und 67). Dies nämlich betrachtet Bleek als den „ersten Ansatz zur Sprache" und zur „Menschwerdung", während nach seiner Meinung beim Thiere der Laut im Allgemeinen nur unwillkürlicher Ausdruck des Gefühles ist, (S. 47 und 49). Und der Weg, auf dem die wichtige Errungenschaft gewonnen wurde, ist in seinen Augen der folgende:

Damit der Empfindungslaut vom Willen als Empfindungszeichen benützt werden könne, muss „das Bewusstsein sowohl

---

[1]) Bleek ist bekanntlich seit langen Jahren mit der vergleichenden Durchforschung der südafrikanischen Sprachen beschäftigt.

[2]) Es ist hier wohl bloss die Erinnerung daran gemeint.

von dem Laute in seinem Unterschiede von der ihn begleitenden Empfindung, als auch von der doch zwischen beiden stattfindenden nothwendigen Zusammengehörigkeit in dem lautirenden Wesen entstehen.“ Wie konnte dies zu Stande kommen? „Denken wir uns ein Wesen, mit einem bedeutend stärkeren Lautbildungsvermögen, aber mit etwa gleichem Nachahmungstriebe, wie die dem Menschen zunächst stehende Thiergattung es besitzt, so ist es wohl nicht denkbar, dass in ihm keine Verbindung beider Fähigkeiten stattfände. Lautnachahmung finden wir allerdings schon bei den Papageien, aber ihre Nachahmungsfähigkeit ist desshalb von ganz anderer Beschaffenheit als die der Affen, weil diese sich auf die Nachahmung ähnlicher Wesen beschränken — eine Beschränkung, die wir für sehr bedeutsam halten. . . . Wenn nun ein solches Wesen, in dessen Natur es liegt, einzelne Gefühlsstimmungen mit Lautäusserungen zu verbinden, derartige Empfindungslaute seiner Gattungsgenossen nachahmt, so ist der Ton, den es in dieser Weise hervorbringt, ein seinen Organen schon gewohnter. Das bestimmte Gefühl jedoch, das ihn sonst hervorbrachte, hat ihn diesmal nicht erzeugt, sondern er verdankt dem Nachahmungstriebe seine Entstehung.

Wie er aber früher durch jene Empfindung hervorgelockt wurde, so hat er sich an deren Begleitung schon so gewöhnt, dass sie [1]) auch bei seiner anderweitigen Produktion sich einstellt. Indem also durch die Nachahmung Bewusstsein vom Laute entstand, und auf dessen Erzeugung erst das Hervortreten der Empfindung erfolgte, während sonst der Laut nur ein unwillkürlicher Begleiter der Empfindung war, trat der Laut in seiner Geschiedenheit von dem ihn tragenden Gefühle und doch wieder als nothwendig mit ihm

[1]) Es ist hier wohl wieder das Erinnerungsbild gemeint.

zusammengehörig in's Bewusstsein. Die unwillkürliche Empfindungsäusserung wurde so zum Empfindungszeichen. . . Dies sich Festsetzen des Lautes als eigenes Wesen, das von der ihn ergreifenden Willensthätigkeit so zu ihrem Werkzeug umgestempelt wird — das ist der erste Ansatz zur Menschwerdung."

Eine allseitige Beurtheilung würde hier vorerst hervorheben müssen, dass ein Laut auf einfacherem Wege, als wie es hier beschrieben wird, von dem ihn erzeugenden Gefühle unterschieden und Zeichen für dasselbe werden kann, und dass darum nicht anzunehmen ist, dass die Wesen, welche etwa Bleek als unsere Urahnen betrachten mag, erst durch die von ihm geschilderten Vorgänge dazu kamen. Zu jener Unterscheidung ist ja jedenfalls nichts nöthig, als dass man beide Elemente irgendwie getrennt wahrgenommen habe, und dies kann in mehr als einer Weise geschehen, ohne dass und ehe man den eigenen ähnliche Empfindungslaute anderer Wesen nachgeahmt hat.

Wir fragen aber in diesem historischen Ueberblick gegenüber den verschiedenen Theorien nur, ob die da oder dort zur Erklärung des Sprachursprungs angenommenen Kräfte in der Erfahrung nachweisbar sind, und wenn dies, ob die auf sie gebaute Erklärung befriedigt [1]); so auch gegenüber Bleek's Ableitung.

Dass die Wesen, aus deren Mund die ersten Keime menschlicher Sprache entsprangen, einzig oder auch nur mit Vorliebe, wie Bleek voraussetzt, Laute ihrer Gattungsgenossen nachahmten, möchten wir bezweifeln.

---

[1]) Ob dagegen eine Theorie Alles richtig gewürdigt hat, was sich zur Erklärung der dunklen Erscheinungen herbeizichen lässt, muss sich im Laufe unseres eigenen Ableitungsversuches herausstellen.

Denn da sie doch wohl, wie auch Bleek annimmt, mit bildsamen Stimmmitteln ausgerüstet waren, so gelang es ihnen ohne Zweifel, auch Laute anderer Wesen und Töne der leblosen Natur nachzuahmen, und es ist wahrscheinlich, dass diese durch ihre Neuheit, ihren Wohlklang u. dgl. oft mehr als die Gefühlslaute der Gattungsgenossen dazu reizten, sie nachzubilden. Mitunter aber ahmte man gewiss auch diese nach und daran mag Bleek seine Deduktion anknüpfen.

Diese Deduktion selbst nun ist richtig sofern, als ein Umweg schliesslich auch zum Ziele führt. Allein sie erklärt uns auch so nicht, wie Bleek glaubt, die Anfänge der specifisch menschlichen Sprache und bildet darum unbillig den Mittelpunkt einer Betrachtung über diese. Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine Menge von Thieren den unwillkürlichen Ausdruck ihrer inneren Zustände von diesen selbst unterscheiden und durch die Nachahmung desselben diese Zustände sowohl, als auch zuweilen äussere Thatsachen, willkürlich zu erkennen geben. Ja so sicher unterscheidet z. B. ein Hund seine Gefühle und ihre natürlichen Aeusserungen, dass er sogar heuchelt, d. h. solche Aeusserungen auch in Fällen absichtlich nachmacht, wo er keine entsprechenden Gefühle empfindet. Man kann etwas derartiges direkt beobachten, es geht aber auch daraus hervor, dass die Thiere oft unseren Liebkosungen misstrauen, was sie nicht könnten, wenn sie nicht selbst fähig wären, falsche Zeichen innerer Zustände zu geben.

Bleek hätte also vielmehr zeigen müssen, wie man, von der Wiederholung von Empfindungslauten ausgehend, zu einem System von Bezeichnungsmitteln, geeignet, den Reichthum unserer Gedanken zu umspannen und ihre Mannigfaltigkeit wohl unterscheidbar wiederzugeben, gelangen konnte: und darüber sind seine Andeutungen, obschon mit-

unter zutreffend, doch im Ganzen zu allgemein gehalten, um zu befriedigen, oder auch nur eine schärfere Beurtheilung zuzulassen. —

W. D. Whitney[1]) wirft, während Bleek dies versäumt, in der unserem Problem gewidmeten Vorlesung zuerst die Frage auf, warum der Mensch vorzüglich seine Stimme als Ausdrucksmittel benutzt, und beantwortet sie durch die Bemerkung, dass sich die Lautzeichen am brauchbarsten erwiesen.

Es war aber nach seiner Ansicht weiterhin am natürlichsten, und ist darum als thatsächlich anzunehmen, dass man zunächst selbstverständliche Laute als Bezeichnungen wählte, als welche sich die natürlichen Interjectionen, die Nachahmungen von Lauten anderer lebender Wesen und von Tönen in der leblosen Natur und symbolische Nachahmungen von anderen Erscheinungen durch Laute boten, und woraus durch mannigfache Wandlungen die scheinbar conventionellen Zeichen entstanden sind. Den zweiten Punkt illustrirt er gut durch den Hinweis auf die analoge Entwicklung der Geberdensprache und der Schrift aus unmittelbar verständlichen Zeichen.

Auch E. B. Tylor ist zu der Annahme geneigt, dass die ersten lautlichen Bezeichnungen unmittelbar verständliche waren und um dieser Eigenschaft willen gewählt wurden, und macht (besonders in den 1865 erschienenen Researches into the Early History of Mankind)[2]) ebenfalls

---

[1]) Language and the Study of Language 1867. Deutsch von Dr. J. Jolly 1874, unter dem Titel: Die Sprachwissenschaft. Whitney's Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung. Vgl. auch Oriental and linguistic Studies. New-York 1873. p. 332—375.

[2]) cf. ch. II—VI. Vgl. aber auch Primitive Culture, 1871, deutsch von Spengel und Poske: Die Anfänge der Kultur, I, S.

auf die Wichtigkeit der obenangeführten Analogien aufmerksam. In zwei Kapiteln[1]) des neuesten Werkes über die Anfänge der Kultur beschäftigt er sich vorzüglich damit, Beispiele zusammenzustellen, wie die Lautsprache allerlei Gegenstände in unmittelbar verständlicher Weise zu kennzeichnen gesucht hat, und (besonders so weit sie ungebildeten Volksmassen angehört) noch fortwährend sucht, und fasst seine Ansicht zum Schlusse so zusammen: „Ich glaube nicht, dass die hier beigebrachten Zeugnisse die Aufstellung der sog. Interjections- und Nachahmungstheorie rechtfertigen können, so weit dieselbe eine vollkommene Lösung des Problems des Ursprungs der Sprache geben soll. So wohlbegründet sich diese Theorie innerhalb gewisser Grenzen erweist, so würde es doch leichtsinnig sein, wollte man eine Hypothese, welche ein Zwanzigstel der Wurzelformen in irgend einer Sprache erklärt, als eine sichere und unbedingte Erklärung der neunzehn Zwanzigstel, deren Ursprung zweifelhaft bleibt, annehmen .... Sicherer gelangt man zu einer richtigen Theorie des natürlichen Ursprungs der Sprache, wenn man annimmt, dass die Vorstellungen ursprünglich durch an sich ausdrucksvolle

230 ff. Wenn jedoch Tylor (Researches p. 59 ff.) in den zwei Arten von Geberden, die man gewöhnlich unterscheidet, den sog. demonstrirenden und malenden, eine Parallele finden will zu den 2 Klassen von Wurzeln, welche die Sprachforscher auseinanderhalten, den pronominalen (oder lokalen) und prädikativen, so können wir ihm nicht beistimmen. Die demonstrativen Geberden sind ebenfalls nachahmend (vgl. darüber später), die pronominalen Wurzeln können es nicht wohl sein, so dass wenigstens, was den Ursprung ihrer Verständlichkeit betrifft, keine Analogie zwischen ihnen besteht.

[1]) Sie sind eine weitere Ausführung eines in Fortnighty Review N. XIX. p. 544—559 erschienenen Artikels: On the Origin of Language.

Laute ausgedrückt worden sind, ohne näher zu bestimmen, ob die Ausdrucksfähigkeit derselben in Gefühlstönen, imitativen Geräuschen, einem Contrast der Accente, Vocale oder Consonanten oder in anderen phonetischen Eigenschaften liegt. Auch hier muss man in unbekanntem, vielleicht ungeheurem Grade Ausnahmen für solche Laute zugeben, welche einzelne Individuen gewählt haben, um irgend einen Begriff auszudrücken, aus Beweggründen, von denen sie sich sogar selbst keine Rechenschaft geben können; aber trotzdem fassen diese Laute in der Sprache der Familie, des Stammes, ja der Nation Fuss. Es kann manche Arten selbst erkennbar phonetischer Ausdrücke geben, welche uns noch unbekannt sind."

In der Bekämpfung einer zu engen Fassung des Begriffs der sog. Onomatopöie hat Tylor gewiss Recht. Er hätte auch ausdrücklich die Benützung zufälliger Associationen als Quelle von uranfänglichen Bezeichnungsmitteln hervorheben dürfen. Doch davon später.

Der Gefahr, bei der erwähnten Sammlung von an sich ausdrucksvollen Lauten aus den verschiedenen Sprachen durch die Wirkung der Gewohnheit getäuscht zu werden, sucht er in richtiger Weise dadurch vorzubeugen, dass er zweifelhafte Aehnlichkeiten zwischen Laut und Bedeutung erst dann für mehr als zufällig hält, wenn sie sich in verschiedenen von einander unabhängigen Sprachen finden. Doch hat man dabei auch zu bedenken, dass manchmal dieselben Laute von verschiedenen Völkern beträchtlich verschieden aufgefasst und nachgeahmt werden. —

Eine ganz eigenthümliche Theorie hat L. Geiger[1]) auf-

[1]) Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, 1868 und 1872; und Ursprung der Sprache 1869.

gestellt. Er leugnet nicht bloss, dass die Gedanken durch einen Naturdrang „bestimmte" Laute aus sich erzeugten, wie nativistische Theorien lehren, sondern auch, dass man durch die Absicht der Mittheilung geleitet von Anfang Laute verschiedenartig zu Bezeichnungen gestaltet, also etwa den zu bezeichnenden Gegenständen nachgebildet habe, wie die Empiristen gewöhnlich annehmen.

Das einzige Mittel, das der Absicht der Bezeichnung gedient hat, ist nach Geiger die Zusammensetzung. Durch Zusammensetzung der Wurzeln sind die Flexionen und Ableitungsformen aller Art entstanden. Die Wurzeln selbst sind zu ihrer verschiedenen Gestalt nicht mit Rücksicht auf die Bezeichnung, sondern auf rein physiologischem Wege gekommen. (Vgl. Urspr. u. Entw. I 182—192). Ein Laut, welcher viel- oder besser alldeutig war, hat sich durch Wirkung der Lautgesetze differenzirt, und indem sich seine mannigfaltigen Bedeutungen auf jene verschiedenen Formen zufällig vertheilten, entstand die erste Vielheit von Tonzeichen mit gesonderter Bedeutung (a. a. O. 219—232). Ueber diesen Urlaut hören wir ihn selbst:

„Die Sprache ist im Anfange ein thierischer Schrei, jedoch ein solcher, der auf einen Eindruck des Gesichtssinnes an sich erfolgt . . . Ursprünglicher Reiz des Sprachlautes ist aber ferner nicht jede Gesichtswahrnehmung, sondern eine einzige bestimmte . . Der Sprachschrei erfolgt ursprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltiger wirbelnder Bewegung befindlichen thierischen oder menschlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füssen oder Händen, der Verzerrung eines menschlichen oder thierischen Gesichtes[1]), insbesondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der

[1]) Vgl. Ursprung der Sprache S. 141—173.

Augen macht. Bei einem grossen Theil der obenerwähnten zum Sprachlaut reizenden Objekte findet die Bewegung begreiflicherweise nicht lautlos statt . . . Man kann daher auch den ersten Sprachlaut sehr wohl als Nachahmung erklären, aber man muss sich hüten, hierunter die sog. Schallnachahmung zu verstehen.[1]) Bei dieser kommt es auf Wiedergabe des besonderen Lautes an, sei dieselbe nun absichtlich oder nicht; die Sprache hingegen wird gar nicht durch den Laut an sich gereizt, geschweige durch seine nachzubildende Verschiedenheit, sondern bloss durch das seinem Erfolg nach wohl auch lautbildende Zucken, sowie Geberden- und Mienenspiel.[2]) Richtiger vielleicht würden wir die der Sprache zu Grunde liegende Nachahmung als ein Mitgrinsen auffassen" (a. a. O. S. 22, 24 und 25). Haben sich nun Sprachlaut und Objekt (die Summe der Bezeichnungsmittel und die des zu Bezeichnenden) im Sprachschrei, der durch das lautbildende Mienenspiel angeregt wurde, einmal berührt, dann „machen beide für sich gesondert, einen eigenen Entwicklungsgang durch, und die zwischen beiden herrschende Verbindung bleibt in ihrer Besonderheit für jeden einzelnen Fall nur ein Werk der Gesetze des Zufalls" (a. a. O. S. 28).[3])

„Denken wir uns angesichts einer Menschenfamilie einen sichtbaren Vorgang sich ereignen, wirksam genug und dazu angethan ein Individuum aus ihrer Mitte (welches vielleicht das empfänglichste und fähigste war) zu einem Laute hinzureissen", so erinnerte dieser in der Folge alle an jene

---

[1]) Vgl. Ursprung der Sprache S. 144 ff., 159, 164 ff.

[2]) Man sieht, es kommt Geiger darauf an, die ersten Lautbezeichnungen durchaus nicht als dem Bezeichneten nachgebildet erscheinen zu lassen.

[3]) Vgl. Ursprung der Sprache S. 164 ff.

Erscheinung, und wurde ihnen ein Mittel, einander darauf hinzuweisen. Aber nicht bloss jenen Vorgang bezeichnete man nun durch ihn, sondern auch alles Aehnliche und Alles was zu ihm oder etwas Aehnlichem in Beziehung erschien. Der Laut „schreitet über die wälzende oder taumelnde Bewegung des Thieres zur sichtbaren heftigen Bewegung auch anderer Dinge vor, soferne diese von der thierischen nicht unterschieden und ein rollender Steinblock keineswegs sofort als unbelebt erkannt, sondern vielmehr ganz mit denselben Augen wie ein laufendes oder sich wälzendes Thier betrachtet wird; er geht von den mächtigeren Eindrücken zu den schwächeren, von dem Sichtbaren zu Gegenständen der anderen Sinne“ u. s. w. (S. 28 Vgl. S. 42).

Inzwischen „vervielfältigt und verwandelt“ sich der Laut aus rein mechanischen Gründen (ebenda). Es entsteht die Möglichkeit, die eine seiner Formen häufiger für diese, die andere für jene unter seinen Bedeutungen anzuwenden, und geschieht dies, so entsteht aus dem ursprünglichen Zustand der Vieldeutigkeit, zu dem sich dann Synonymie gesellte, allmälich ein den bekannten Sprachzuständen analoger, wo verschiedene Zeichen verschiedene und gesonderte Bedeutung haben. (S. 219 und 232.) [1])

Wir sehen hier den eigenthümlichen Versuch, die Entstehung frühester sprachlicher Bezeichnungen nicht bloss ohne die unbekannten Instinkte des Nativismus und die künstlichen Verabredungen, von denen ein ungeeigneter Empirismus gesprochen hatte, sondern auch ohne die Zuhülfenahme absichtlicher Lautgestaltung zum Zwecke der Bezeichnung, zu erklären. Wir streben eine allseitige Kritik desselben nicht an, sondern fragen bloss: ob sich die Ent-

[1]) Ursprung der Sprache S. 58, 61 ff., 64 ff.

stehung des „Sprachschreies“ nach Analogie zu bekannten Erscheinungen beim Urmenschen voraussetzen lässt, und ob es Geiger gelungen ist, aus seinen Annahmen die Entstehung der bekannten Sprachzustände abzuleiten.

Die erste Frage scheint uns, wenn auch mit gewissen Beschränkungen, zu bejahen. Wie Geiger selbst sich die Entstehung des Sprachschreies denkt und von welcher Art die Reizbarkeit des Gesichtssinnes ist, wodurch er ihn bedingt sein lässt, ist mir nicht klar geworden. [1]) Auch sehe ich nicht ein, wie durch Alles, was Geiger aufzählt, z. B. durch das Zappeln mit Händen und Füssen ein Zuschauer zu einem Laut hingerissen werden konnte, der nicht etwa aus Furcht, Staunen od. dgl. entsprang (was ja nach Geiger dem Sprachschrei charakteristisch ist, S. 22). Allein — und darauf kommt es einzig an — einige von den Vorgängen, welche als den Sprachschrei reizend bezeichnet werden, konnten wirklich einen solchen im Gefolge haben.

Man mochte mit dem Mienenspiel eines Anderen „mitgrinsen“ entweder durch Wirkung der Gewohnheit oder in Folge des Gesetzes, auf welches wir später noch zu sprechen kommen, dass die lebhafte Vorstellung einer Handlung diese nach sich ziehen kann. War nun jenes Mienenspiel ein lautbildendes, so lässt sich wohl denken, dass auch das nachahmende von einem Laut begleitet war, der in der Folge an jene Geberde erinnern und als Bezeichnungsmittel für sie und Aehnliches gebraucht werden konnte.

Wir kommen zur zweiten Frage: hat Geiger die Möglichkeit einer „rein lautlichen Wurzelbildung“ durch aus mechanischen Gründen erfolgende Differenzirung des Urlautes und einer rein zufälligen Vertheilung seiner Bedeut-

---

[1]) „Ursprung und Entwicklung“ S. 83 spricht er von einer besonderen Schmerzlichkeit der Gesichtseindrücke.

ungen dargethan? — Dies ist, wenigstens im Hinblick auf das, was uns von Geiger bekannt geworden ist[1]), zu verneinen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass, wie Geiger ausführt (a. a. O. S. 135—192), aus Gründen, die mit der Beschaffenheit unserer Sprachorgane und unseren Lautneigungen zusammenhängen, Lautcombinationen in ihren Bestandtheilen verändert werden, Verluste, ja sogar Zuwachs durch vorher ganz unbekannte Laute erleiden, und so in der That aus einem Wort auf mechanischem Wege allmälig viele entstehen können. Allein Geiger selbst bemerkt, diese Erscheinung ruhe wesentlich „auf der Eigenschaft des Lautes, beim Zusammentreffen mit anderen Lauten gewissen Veränderungen ausgesetzt zu sein" und nennt darum Zusammensetzung die vorzüglichste Quelle jenes Wechsels (a. a. O S. 156 u. 171). Er schliesst aber aus der Sprachgeschichte, dass vor dem Auftreten der Flexion niemals Laute zum Zwecke der Bezeichnung zusammengesetzt worden seien. Wie differenzirte sich also der Urlaut, was führte von Anfang verschiedene Laute in verschiedener Weise zusammen? Geiger weiss nur sehr unzureichende Möglichkeiten dafür geltend zu machen. (a. a. O. S. 187 ff.)

Es ist ferner zuzugeben, dass — wie Geiger durch mancherlei Beispiele belegt (a. a. O. S. 227—232)[2]) — synonyme Wörter allmälig verschiedene Bedeutungen erhalten können, für welche sie erst wechselweise gedient. Es geschieht dies, indem das eine öfter in diesem, das andere in jenem Zusammenhange gebraucht wird, und dieser jedem einen besonderen Sinn beilegt. Aber was man Zu-

---

[1]) Das grössere Werk „Ursprung und Entwicklung" u. s. f. ist unvollendet geblieben.

[2]) Ursprung der Sprache S. 52—90.

sammenhang nennt, ist nichts Anderes, als die erklärende und determinirende Wirkung anderer bereits verständlicher Umstände nnd Zeichen, die mit jenem synonymen und homonymen zusammen bestehend, einen bestimmten Sinn für dasselbe fordern. Wie waren solche Bedingungen für die Erklärung und Determination des Urlauts gegeben? Geiger gibt uns darüber keinen befriedigenden Aufschluss.

In dem kleineren Werke „Der Ursprung der Sprache" weist Geiger auf die nachahmenden Geberden hin, als eine Hülfe für das Verständniss der ersten vieldeutigen Lautbezeichnungen.

„Wenn man, sagt er (S. 251), über den Antheil nachdenkt, der der Gestikulation in dieser uralten Zeit zugekommen sein mag, so wird man diesen doch mindestens nicht geringer annehmen dürfen, als er noch heute bei lebhaftem Gedankenausdruck uns allen natürlich ist. In einer Zeit, wo die Menschen noch nichts als solche Begriffe auszudrücken hatten, wie: beissen, reiben, fassen, scharren, treten, musste wohl der unmittelbare Drang des Ausdrucks, die innere Gestalt der vorgestellten Bewegung ganz von selbst zu einer Mitbewegung führen, die beim Scharren den Fuss, beim Fassen oder Schlagen die Hand in Mitleidenschaft setzte, wie es einer etwas affectvollen Darstellung selbst in der Gegenwart eben nicht ferne liegt. Hiermit ist, wie man leicht sieht, für das Verständniss eines an sich zweideutigen Lautes eine bedeutende Unterstützung gegeben."

Allein wie wunderlich ist es, nachahmende Geberden zur Begründung des ersten Verständnisses herbeizurufen, nachahmende Laute dagegen abzuweisen, während doch dieselben Motive zu den einen und anderen führen mussten!

In dem eben erwähnten Werke gibt er auch dem Gedanken weit mehr, als er früher gethan, Geltung, dass, da

der Charakter einer Lautäusserung mit von der Mundstellung und mancherlei Bewegungen der Gesichtsmuskeln abhängt, und die ersten Sprachschreie geäussert wurden, indem man unwillkürlich eine fremde Muskelbewegung oder Gesichtserregung u. dgl. nachahmte, sie für diese, deren Zeichen sie in der Folge wurden, oft charakteristisch sein mochten. Und er glaubt, dass dieser Umstand bei der bald eintretenden Vertheilung der Bedeutungen als Motiv mitwirkte. (Vgl. a. a. O. S. 160 — 172, besonders aber 170 ff. und 252 ff.)

Es ist aber offenbar, dass durch solche Zugeständnisse der Grundgedanke der ganzen Theorie, dass Alldeutigkeit der ursprüngliche Zustand der Sprachlaute war, und dass die „Sonderbedeutung", die sie im Laufe der Zeit erhielten, immer ein Resultat des blossen Zufalls war (vgl. a. a. O. S. 90) und niemals bestimmte Begriffe in bestimmten, ihnen besonders angemessenen Lauten ausgeprägt wurden (S. 65), erschüttert wird.

Immerhin wird jede Ableitung des Sprachursprungs von dieser Darstellung manch' richtige und werthvolle Gedanken lernen können.

III. Orientirung über die einzuschlagende Richtung.

Im Vorausgehenden haben wir die vorzüglichsten Versuche einer Lösung unseres Problems kennen gelernt und sind zu dem Punkte gekommen, wo wir selbst Stellung nehmen müssen. War nun die beigefügte Kritik im Wesentlichen richtig, so ist diese Wahl auch nicht mehr schwer.

Dass die Entstehung der Sprache auf dem Wege der historischen Forschung nicht endgiltig zu ermitteln ist, kann als ausgemacht gelten. Wie weit auch die etymologische Analyse in der Erforschung früherer Sprachzustände ge-

langen mag — mit ihren Mitteln wird sich nie eruiren lassen, ob wir an dem, worauf sie irgend einmal gekommen ist, die frühesten sprachlichen Bezeichnungen haben oder nicht. Die Entscheidung darüber wird von der Vorstellung abhängen, die man sich von der Entstehung dieser Elemente auf dem Wege ihrer hypothetischen Ableitung aus angenommenen Kräften macht. Immer sind wir also auf den Weg der Hypothese und Deduktion und an die Grundsätze gewiesen, welche für diese Methode der Forschung gelten müssen.

Drei Hypothesen sind uns in dem geschichtlichen Ueberblick begegnet:

Nach der einen Anschauung stammen die Anfänge menschlicher Rede direct aus göttlicher Mittheilung.

Nach der anderen sind sie Ausfluss angeborner Instinkte.

Nach der dritten hat sie sich der Mensch durch seine Bemühung allmälig erworben.

Für welche dieser Hypothesen, die in dieser allgemeinen Fassung ausgesprochen alle Möglichkeiten, von denen die Rede sein kann, erschöpfen, wir uns letztlich zu entscheiden haben und wie sie etwa genauer zu formuliren ist, muss die positive Untersuchung ergeben. Für diese Untersuchung aber kann nach den bereits gepflogenen Erörterungen im Zusammenhang mit den Grundsätzen gesunder Methode überhaupt die Richtung nicht mehr zweifelhaft sein.

Den letzteren gemäss haben wir zunächst zu sehen, ob sich die Sprachentstehung aus der Wirksamkeit bekannter und in völlig analoger Weise auch anderwärts noch wirksamer Kräfte erklären lässt. Da nun nicht bloss die Hypothese von einem unmittelbaren göttlichen Eingriff in jedem einzelnen Falle, wo sie zu Hilfe gerufen wird, den Charakter

einer neuen Annahme hat [1]), sondern auch für einen angebornen Sprachinstinkt in keiner Form eine Erfahrung spricht, so sind wir versuchsweise auf den Standpunkt des Empirismus gewiesen.

Manche sind uns bereits in dem Versuche vorangegangen, die Sprache als eine menschliche Erwerbung zu begreifen: sehen wir, ob es uns gelingt, die Lücken ihrer Ableitung, welche Andere durch neue Annahmen auszufüllen suchten, durch eine richtigere Schätzung der bekannten Kräfte zu ergänzen, die wir in der Sprachgeschichte und heute noch überall wirksam finden, wo etwas der Lautsprache Analoges erzeugt wird.

---

[1]) Auch der Theist kann einen unmittelbaren Eingriff Gottes in den Naturlauf doch nur als Ausnahme betrachten, deren thatsächlichen Eintritt in einem bestimmten Falle er erst glauben wird, wenn er es für bewiesen hält, dass natürliche Kräfte die betreffende Wirkung nicht hervorbringen konnten.

Positive Darstellung.

Mannigfaltige Mittel dienen dem Menschen zum Zweck der Kundgabe seines inneren Lebens. Wenn wir von Sprache im weiteren Sinne reden, befassen wir darunter jede solche absichtliche Mittheilung, durch welche Zeichen sie auch geschehen mag.[1]) Die Sprache im engeren Sinne

[1]) Diese Definition bedarf einer Rechtfertigung.

Für's Erste würden wir genauer sagen: Sprache im weiteren Sinne sei jede absichtliche Aeusserung als Zeichen eines inneren Zustandes. Denn wir nennen auch die Rede des Lügners und das Gebahren des Heuchlers Sprache; sie theilen uns aber ihre Gedanken und Gefühle nicht mit, dagegen machen auch sie Aeusserungen als Zeichen (nur eben als falsche Zeichen) innerer Zustände. Allein die Lüge ist ein Missbrauch der Sprache, nicht ihr ursprünglicher Zweck, und darum mag nach der Regel a potiori fit denominatio die obige Definition bestehen bleiben. Wichtiger scheint ein zweites Bedenken. Nicht bloss die Kundgabe unserer inneren Erlebnisse, sondern auch die Mittheilung äusserer Thatsachen nennt man Sprache, und diese kommt viel häufiger unter uns vor als jene. Allein eine Aeusserung kann nur, indem sie Zeichen eines psychischen Aktes ist, mittelbar auch Bezeichnung für einen äusseren Gegenstand sein, der zu jenem in Beziehung steht, in ihm gedacht, gewollt ist u. dgl.; und wenn wir z. B. die Worte der artikulirten Sprache, wie es allerdings gewöhnlich der Fall ist, als Zeichen mannigfacher Erscheinungen der Aussenwelt gebrauchen, gewähren wir

oder die vorzugsweise sogenannte menschliche Sprache ist eine besondere Form jener Kundgabe, die sich der Artikulation der Stimme bedient und thatsächlich alle anderen Formen durch ihre hervorragende Vollkommenheit und umfassende Verwendung übertrifft.

Wer sich also zur Aufgabe macht, ihre Entstehung aus den bekannten Kräften der menschlichen Natur zu erklären, hat, um eine vollständige Lösung zu geben, drei Fragen zu beantworten:

Wie konnte überhaupt Mittheilung, gegenseitige Kenntnissnahme und Kundgabe des inneren Lebens unter den Menschen entstehen?

Wie konnten diese die Mittel derselben zu derjenigen Form und Ausbildung bringen, welche die artikulirte Sprache besitzt?

Wie kam es, dass gerade die Lautzeichen diese Ausbildung und überwiegende Verwendung erhielten?

Es kann der Klarheit der Untersuchung nur förderlich sein, wenn wir diese Fragen, die für Jeden, der nicht Mittheilung und Lautsprache identisch setzt, zu trennen sind, auch getrennt behandeln.

---

dem Hörer doch (den Fall der Lüge ausgenommen) ohne es zu intendiren, einen Einblick in unsere Vorstellungen und Urtheile. Sind also auch nach unserer Intention die Sprachzeichen häufig Zeichen des Gedachten, so sind sie es stets nur, indem sie zugleich Zeichen des Denkens sind. Und dasselbe gilt in Bezug auf alle übrigen psychischen Funktionen gegenüber den Objekten, zu welchen sie in Beziehung stehen.

Erstes Kapitel.

Von der ersten Entstehung irgendwelcher Mittheilung unter den Menschen.

Damit in einem Wesen die Absicht entstehe, einem anderen sein Inneres kundzugeben, muss es etwas vom fremden psychischen Leben und von der Bedeutung wissen, welche dieses für seine eigenen Erlebnisse hat. Selbstverständlich ist damit nicht eine Einsicht in allgemeine Gesetze über diesen Zusammenhang gemeint; es genügt, wenn derselbe in einzelnen concreten Fällen erfahren worden ist.

Es ist bekannt, dass die öftere — ja in gewissem Mass auch schon die einmalige — Wahrnehmung von etwas eine Neigung begründet, unter ähnlichen Umständen dieselbe Annahme wieder zu machen; z. B. für eine Erscheinung, die früher eine andere nach sich zog, diese wieder als Folge zu erwarten, oder auch umgekehrt für ähnliche Phänomene ähnliche Antecedentien vorauszusetzen. Der gemeine Mann lässt sich in grossem Masse von dieser Gewohnheit leiten, das kleine Kind und das Thier vielleicht ganz, und diese Ansammlung concreter Erfahrungen über die Verknüpfung der Erscheinungen ist von der Hülfe, die wir von der Verkettung unserer Gedanken mit sprachlichen Bezeichnungen erhalten, unbestrittenermassen unabhängig.

Auch dem ersten Menschen also vor dem Besitz aller und jeder Sprache entschwanden seine Wahrnehmungen nicht spurlos, sondern sie bewirkten, dass er allgemach auch Manches annahm, ohne es augenblicklich oder direkt zu erfahren. Wie leicht und rasch er nun gerade dazu kam, anderwärts ein dem eigenen analoges psychisches Leben vorauszusetzen, von dem er keine direkte Wahrnehmung hatte, und Interesse schöpfte, es zu beeinflussen, hängt

mit davon ab, wie die frühesten Existenzbedingungen unseres Geschlechtes beschaffen waren. Um unsere Untersuchung von der Entscheidung dieser schwierigen Frage unabhängig zu machen, fragen wir also nicht, wie thatsächlich der erste menschliche Verkehr entstanden ist, sondern suchen zu zeigen, dass die bekannten Kräfte der menschlichen Natur ausreichten, ihn auch unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen herbeizuführen.

Sicher war jedes menschliche Individuum ursprünglich wie heute noch so organisirt, dass sich ihm an psychische Regungen unwillkürlich körperliche Bewegungen mancherlei Art knüpften, und dass es alsbald die Fähigkeit erlangte, solche auch willkürlich zu setzen. Selbst bei den vormenschlichen Thieren, welche sich die Descendenztheorie als Erzeuger des Menschengeschlechtes vorstellt, mussten ja solche Fähigkeiten längst bestehen, da wir sie in der gegenwärtig bestehenden Thierreihe fast bei allen, jedenfalls allen höheren Thieren finden, wenn man sie nicht geradezu unter die charakteristischen Merkmale der Thiere überhaupt aufnehmen will. [1])

---

[1]) Wie ein Wesen in seinem individuellen Leben die Erfahrung gewinnt, dass es gewisse Bewegungen durch sein Verlangen danach erzeugen kann — denn darauf beruht die willkürliche Uebung derselben —, ist eine Streitfrage, die wir besser von unserer Aufgabe ausscheiden. Die Einen glauben, dass eine Menge von Bewegungen vermöge natürlicher Prädispositionen unmittelbar durch das Verlangen danach ausgelöst werden. Dass jedenfalls nicht alle Bewegungen, die nach und nach in unsere Macht gelangen, ursprünglich so eintreten, zeigt die Erfahrung deutlich. Namentlich ist offenbar, dass die Isolirung gewisser Muskelactionen, die sich ursprünglich zusammen zu vollziehen pflegen (wie die Bewegungen der Finger und der Stimmorgane), langwierige Uebung erfordert. Manche aber glauben der Hypothese von einer prästabilirten Harmonie des Verlangens nach der Bewegung und dieser selbst gänzlich entrathen

Denken wir uns nun, dass zwei Menschen, die sich soweit entwickelt haben, dass sie eine gewisse Herrschaft über ihre Glieder und damit auch über die Aussenwelt erlangt, zusammentreffen: wie wird sich geselliger Verkehr zwischen ihnen entspinnen?

A, der öfter mit Absicht Bewegungen ausgeführt hat und andere in gewissen Seelenzuständen unabhängig von seinem Willen bei sich eintreten sah, wird mit der Wahrnehmung ähnlicher Bewegungen an B gewohnheitsgemäss die Vorstellung entsprechender psychischer Phänomene verknüpfen. Er wird annehmen, dass B Freude, Schmerz u. dgl. empfindet und absichtlich in die Aussenwelt eingreift, und wie er selbst von dieser angenehme und unangenehme Einwirkungen erfährt, wieder in ähnlicher Lage und bei analogem Verhalten des B auch von diesem voraussetzen, dass er solche erleide. Ja hat sich in ihm einmal die Gewohnheit gefestigt, B (und so jedes andere durch Aus-

---

zu können und meinen, dass die Natur die Bewegungen zunächst an gewisse Gefühle geknüpft hat, und wir sie nur durch Erneuerung dieser Gefühle wiederzuerzeugen vermögen, — wobei man nun über die Natur dieser Gefühle wieder verschiedener Meinung sein kann. Neuestens hat A. Bain unter der letzten Voraussetzung eine Erklärung des dunklen Phänomens zu geben gesucht. Gewisse dem Individuum angeborene Zusammenhänge physischer mit psychischen Vorgängen werden aber dabei immer vorausgesetzt. Und es ist nun eine weitere und neue Frage, ob und in wie weit sich dieselben als Erwerbungen der Gattung darstellen lassen — die Frage, um welche hauptsächlich Darwin's Untersuchung der Ausdrucksbewegungen sich dreht. Dies Alles aber können wir bei Seite lassen. Denn dergleichen psychophysische Mechanismen, wie z. B. Verziehen des Gesichtes und Weinen beim Schmerz, Zittern bei der Angst, gehören eben zu den Dingen, die wir auch im ungünstigsten Falle bereits vorhanden denken müssen, sobald überhaupt von Menschen, ja von höheren Thieren die Rede ist.

sehen und Gebahren ihm ähnliche Individuum) sich selbst analog zu denken, so werden sich solche Annahmen sehr rasch und bestimmt einstellen; unkritisch wird er seine eigenen Gefühle unter verwandten Umständen sofort auch bei B voraussetzen und den seinigen ähnliche Handlungen von ihm erwarten, ohne eine specielle Erfahrung darüber in einem genau entsprechenden Fall gemacht zu haben. Jede Art von Gewohnheit und so auch die, an ähnliche Erscheinungen wieder ähnliche Annahmen zu knüpfen wie früher, bildet sich am raschesten und wirkt am intensivsten auf niedrigen Entwicklungsstufen des Seelenlebens, wie dies bei Kindern und Ungebildeten zur Genüge zu beobachten ist. Es gehört zu den Errungenschaften der Bildung, sich von dem übergrossen Einfluss der Gewohnheit auf die Annahmen wie auf die Neigungen frei zu machen. Eine Folge davon ist, dass Kinder nnd Ungebildete überhaupt sehr geneigt sind, die Veränderungen in der Aussenwelt in viel zu weit gehendem Masse vitalistisch aufzufassen. Denn mit der Wahrnehmung von Bewegungen verknüpft sich ihnen frühe und innig die Vorstellung einer Absicht, eines Willens, und diese besonders begünstigte Gewohnheit ist nun geschäftig, jeder ähnlichen körperlichen Veränderung in der Aussenwelt psychische Motive zu unterlegen. Aber nicht bloss die vitalistische Naturauffassung, die wir beim Kinde und bei ganzen Völkern in frühen Kulturperioden finden, ist eine Folge übereilter gewohnheitsmässiger Annahmen, sondern auch die Neigung, die Jeden mehr oder weniger, am meisten aber den Unerfahrenen beherrscht, seine Mitmenschen zu sehr nach Analogie zu sich zu beurtheilen. Nicht das also hat Schwierigkeit, ein dem eigenen analoges psychisches Leben auch bei anderen Wesen vorauszusetzen, sondern diese Uebertragung auf das richtige Mass zu beschränken und im einzelnen Falle in vollkommen

zutreffender Weise zu vollziehen. — Kehren wir zu unserer Deduktion zurück. A und B werden ihre Aeusserungen gegenseitig auf psychisches Leben und auch speciell auf den Willen deuten, sich diese oder jene Annehmlichkeit zu verschaffen, einen Schmerz abzuwehren u. dgl. Es wird sich nun weiter, schon indem beide mit der Aussenwelt in Wechselwirkung treten, aber auch mannigfach in direkter Weise, fügen, dass sie auf einander einwirken. Ist die Einwirkung des B auf A angenehmer Natur, so wird der Letztere wünschen, dass sie fortdauere, von einer unangenehmen, dass sie aufhöre, und indem er bemerkt, dass sie von der Willkür des B abhängt, wird er auf dessen Willen einzuwirken suchen. Wodurch dieser zu einer Handlung angetrieben oder von ihr abgehalten werden kann, sagen ihm Erfahrungen an sich selbst.

Denken wir also den Fall, dass A den B von einer gewissen Handlung abzuhalten sucht, indem er ihm Schmerz zufügt, so gehört bloss eine Reihe naheliegender Erfahrungen dazu, dass B diesen Versuch der Abwehr verstehe. Setzen wir friedfertige Gesinnung bei ihm voraus, so wird er ihn berücksichtigen und sowohl jetzt von seiner Einwirkung auf A abstehen, als auch in einem späteren Falle eine gewisse Handlung aufgeben, wenn er bemerkt, dass sie dem Gefährten unangenehm ist und ihn wieder zur Abwehr reizen müsste. A aber wird dadurch Interesse gewinnen, zu drohen oder auch bloss seinen Schmerz kundzugeben, indem er erfahrungsgemäss erwartet, dass dies B seinem Wunsche dienstbar macht. Tritt B der Abwehr des A feindselig entgegen, so wird zunächst Kampf entstehen; beim endlichen Siege des Einen oder Anderen aber wird doch wieder das Vorige eintreten. Der Sieger sieht, dass der Schwächere ihm willfährig ist, sobald dieser seinen Wunsch oder auch seinen Willen, sich

das Gewünschte abermals zu erzwingen, bemerkt, und wird darum das eine oder andere zu erkennen geben. Der Schwächere wird dem angedrohten Uebel zu entgehen suchen und seine nachgiebige Gesinnung kundthun.

So mussten die ersten Menschen, wenn wir jedem nur eine gewisse Herrschaft über seine Glieder zuschreiben, rasch irgendwelche gegenseitige Kenntniss ihres inneren Lebens gewinnen und Interesse und Mittel finden, sich unter einander zu verständigen — und es waren dazu keinerlei allgemeine Einsichten und Verstandesschlüsse, sondern bloss die Wirkung von Association und Gewohnheit erforderlich.

Im Zusammenhang mit der Kundgabe innerer Zustände entwickelte sich nun auch irgendwelche Mittheilung äusserer Thatsachen. Da unsere Gedanken und Gefühle sich vielfach auf physische Vorgänge beziehen, zum grossen Theil auch Folgen davon sind, so sind sowohl die natürlichen Aeusserungen, die sich an jene psychischen Zustände knüpfen, als diejenigen, welche wir absichtlich damit verbinden, auch Zeichen für die entsprechenden physischen; wie uns denn der Schmerzensschrei eines anderen Menschen nicht bloss Zeichen seines Schmerzes, sondern auch irgend eines Unglücks ist, das ihn betroffen.

Indem nun A bemerkt, dass der Ausdruck psychischer Zustände ihn und andere auch auf Gedanken an äussere Thatsachen bringt, die damit in Zusammenhang stehen, so erwächst ihm darin ein Mittel, B auch auf diese hinzuweisen[1]), und bei weiterer Entfaltung des Verkehrs werden diese Mittheilungen eine hervorragende Stellung gewinnen.

---

[1]) Auch die Thiere geben einander und uns über conkrete äussere Vorgänge Mittheilung; daran ist ja z. B. bei Hunden kein Zweifel.

Die Zeichen für das eine und andere Gebiet mitzutheilender Inhalte mussten allerdings anfänglich roh und an und für sich vieldeutig sein. Allein was den Mitteln des Verkehrs in diesen frühen Zuständen an Deutlichkeit abging, wurde durch andere Umstände ersetzt. Alles Verständniss beruht auf der Analogie des eigenen und fremden Seelenlebens, und auch die ausgebildetste Sprache erlaubt uns nicht weiter in das fremde Innere zu dringen, als die Analogie zum eigenen uns Anhaltspunkte bietet. Ein einfaches Seelenleben nun hat doch verhältnissmässig gleiche Formen und Inhalte. Man hat in ähnlichen äusseren Lagen ähnliche Bedürfnisse, Gedanken und Wünsche, und darum genügen rohe Zeichen, um sich dieselben mitzutheilen. Versteht ja auch die Mutter wenig deutliche Zeichen ihres Kindes, weil sie sich in den Kreis seiner Gedanken schon längst hineingefunden. Hatte aber ein Zeichen Verständniss erzeugt, so wirkte die Association nicht bloss beim Erfinder sondern auch bei jedem, der es verstanden hatte, dahin, dass er es, sofern ihm nicht bereits ein anderes zu Gebote stand, in allen verwandten Fällen wieder gebrauchte, und rasch war es so in dem kleinen Kreise eingebürgert, in dem sich der erste menschliche Verkehr entspann (denn selbstverständlich trat solcher Verkehr nicht auf einmal in einer grossen Masse ein; dies wäre weder durch die obigen Umstände, noch überhaupt erklärbar).

Motive für die Mittheilung physischer Vorgänge boten sich analoger Weise, wie für die Kundgabe innerer Zustände, indem man bemerkte, dass die Kenntniss derselben andere zu einer erwünschten Handlung (Hilfe, Aufgeben der Feindseligkeit u. dgl.) veranlasste.

Damit haben wir bloss die nächstliegenden und rohesten Motive für die Mittheilungen beiderlei Art angedeutet. Allmälig entfalteten sich eine Menge anderer. Wir sehen

davon ab, ob nicht auch ganz uneigennützige Motive für unser Handeln überhaupt, und so auch für die Mittheilung denkbar sind. Jedenfalls aber sucht man doch im Verkehr mit anderen nicht bloss äussere Hilfe, sondern auch Rath und Belehrung, Bestätigung und Berichtigung für eigene Gedanken und Absichten. Und auch wenn uns keine solche äussere oder innere Hilfe winkt, sucht der Einzelne Gesellschaft, um Anderen Mittheilungen zu entlocken, weil der Einblick in das psychische Leben Anderer anzieht[1]), mehr noch als Sehen und Hören, was schon Aristoteles als Quelle der Freude bezeichet[2]), und die eigenen Gedanken und Gefühle dadurch Anregung und Bereicherung erfahren.

So lassen sich auch leicht aus der alltäglichen Beobachtung mehr oder weniger einfache Motive der Mittheilung bei Freude und Trauer, bei Hass und Furcht u. s. w. auffinden, die alle mit dem Verkehr allmälig erwachend zu seiner ausgedehnteren Pflege und zur weiteren Ausbildung der Mittel dafür antrieben.

Wir haben im Vorausgehenden die für Entstehung geselligen Verkehrs ungünstigste Annahme gemacht, dass die ersten Menschen sich isolirt zum Gebrauche ihrer Glieder entwickelten und dann zusammentrafen.

Factisch aber war wohl, wie man sich auch den Ursprung unseres Geschlechtes denken mag, die Lage der Dinge günstiger.

---

[1]) Auch Thiere (Hunde, Katzen u. s. w.) lieben es bekanntlich, zusammen zu spielen, und das Vergnügen, das sie daran finden, hat seinen Grund gewiss mit in der Lust an der Wahrnehmung fremden psychischen Lebens. Nur kommt die Freude an dem raschen Wechsel der Lagen (Gefahr, Sieg u. dgl.) hinzu, den das Spiel mit sich bringt.

[2]) Metaphys. A. 980 a.

Am meisten Aehnlichkeit mit diesem fingirten Zustand hatte die Wirklichkeit, wenn wir uns die menschliche Art unmittelbar von Gott geschaffen denken. Da würden mehrere Menschen, jeder mit der Macht zu willkürlichen Handlungen ausgerüstet, zusammengetroffen und in feindliche oder freundliche Beziehungen getreten sein — wir sagen „ausgerüstet"; denn, da sie nicht unter dem Schutze mütterlicher Instinkte in's Leben traten, war es für ihre Erhaltung unumgänglich nothwendig, dass sie sofort eine gewisse Herrschaft über ihre Bewegungen zu üben vermochten. Sie konnten weder im Zustande eines Säuglings noch in dem eines Erwachsenen, dem die Macht über seine Glieder fehlt, in die Welt gesetzt werden, sondern gewisse Fertigkeiten, die von uns allmälich erworben werden, mussten ihnen unmittelbar angeschaffen sein. Damit fiel also die von uns fingirte, isolirte Entwickelung des Einzelnen weg, und die Bedingungen für die Entstehung gegenseitigen Verständnisses und mannigfacher Beeinflussung waren sofort unmittelbar gegeben. Freilich wenn doch einmal solche Voraussetzungen nothwendig sind, ist es nicht mehr weit zu der Annahme (von der wir, wie oben erwähnt, abstrahiren), dass auch die Sprache selber dem Menschen anerschaffen wurde. Immerhin könnte einer, der Menschenschöpfung annimmt, immer noch Entstehung des Verkehrs und der Mittheilung auf einem natürlichen Wege statuiren: und für diesen Fall gilt die gegebene Entwickelung.

Nehmen wir an, dass der Mensch von einer niederen Form abstammt, so war auch so im Vergleich mit dem von uns vorausgesetzten Zustande die Entstehung des Verkehrs durch fördernde Umstände abgekürzt. Denn natürlich ist zu denken, dass die Aeltern des ersten Menschen, wo wir nun auch den Grenzstein zwischen Mensch und Thier setzen mögen (was ja doch in diesem Fall mehr oder weniger

willkürlich wäre), irgendwelches Verständniss für sein Seelenleben bereits hatten[1]) und seine Wünsche mit instinktiver Liebe zu erfüllen suchten; und diese mannigfachen entgegenkommenden Einwirkungen boten am schnellsten und reichlichsten die Bedingungen dar, unter welchen sich Interesse für die Mittheilung und diese selbst auch beim jungen Menschen entwickeln konnte, derart, dass Aeusserungen in ihrem Dienste mit zu den frühesten willkürlichen Handlungen gehörten.

Die Art, wie in diesem Fall der erste Mensch fremdes Seelenleben und dessen Bedeutung für sein eigenes Wohl und Wehe verstehen lernte und Mittel gewann, es zu beeinflussen, war der Entwicklung unserer Kinder ähnlich.

Das Kind, welches dürstet oder hungert, stösst unwillkürlich Schreitöne aus, und da es von der Mutter, die mit seinen Bedürfnissen bekannt ist, befriedigt wird, verknüpft sich ihm für die Folge die Vorstellung des Schreiens mit der Erinnerung an die Sättigung, und es wird in anderen Fällen den Schrei wiederholen, um sich wieder Hilfe zu verschaffen. Das werden wir allerdings noch nicht Sprache, auch nicht im weiteren Sinne des Wortes, nennen, da es keine absichtliche Kundgabe psychischen Lebens ist. Allein das Kind bemerkt bald, dass zwischen seinem Schrei und der ihm zu Theil werdenden Annehmlichkeit die Thätigkeit der Mutter liegt, die ihm Nahrung reicht, und nach Analogie zur Absichtlichkeit seiner eigenen Bewegungen[2]) un-

---

[1]) Bei den höheren Thiergattungen findet sich ja, wie erwähnt, zweifellos geselliger Verkehr.

[2]) Ist das Kind zur willkürlichen Ausführung von mancherlei Bewegungen gelangt, dann supponirt es leicht auch bei Bewegungen anderer Wesen Absicht, und fügt zu dieser Analogie — ohne nach speciellen Erfahrungen zu fragen — rasch andere hinzu. So scheinen

terlegt es der fremden Handlung den Willen, ihm zu helfen. Es erwartet also, dass die Mutter, sobald sie von seinen Wünschen Kenntniss hat, auf deren Erfüllung bedacht ist und gewinnt Interesse, ihr dieselben kundzugeben. Thut es aber eine Aeusserung in dieser Absicht, so ist dies Mittheilung oder Sprache.

Zweites Kapitel.

Von der Ausbildung der Ausdrucksmittel zur Form der Lautsprache.

Schwieriger als die Entstehung irgendwelcher Mittheilung überhaupt scheint die Erzeugung eines Systems von Zeichen von der Beschaffenheit, wie es die Lautsprache aufweist, aus den bekannten Kräften der menschlichen Natur zu begreifen.

Dreierlei ist hervorzuheben, was diese Mittheilungsform von jener rudimentären unterscheidet, deren Entstehung wir bereits betrachtet haben.

1) Sie verfügt im Gegensatz zur Dürftigkeit jener über einen grossen Reichthum von Bezeichnungsmitteln.

2) Diese Zeichen sind ohne Erklärung zum grössten Theil nicht verständlich.

---

die Kinder z. B. ohne Weiteres anzunehmen, dass die Wesen, welche sie sich einmal als verwandt zu denken angefangen, ihre Aeusserungen verstehen, und wir sehen darum manche ganz böse werden, wenn man ihre Kundgebungen nicht sofort richtig deutet. Offenbar erwarten sie, weil sie sich selbst verstehen, auch von uns ohne Weiteres Verständniss.

3) Manche davon haben eine bloss unselbständige Funktion, indem sie nur mit anderen zusammen etwas bedeuten, aber dadurch der Einfachheit und Bestimmtheit des Ausdruckes grossen Vorschub leisten.

Mit Rücksicht auf diese Eigenthümlichkeiten, die im Wesentlichen allen Sprachen, auch denjenigen der rohesten Nationen, gemein sind, behauptet man, die Lautsprache könnte, wenn sie überhaupt von menschlicher Absicht gebildet wäre, nur Werk einer grossen Denkarbeit sein, wozu wir die Völker, die sich ihrer bedienen, aller Erfahrung gemäss nicht fähig halten könnten. Dazu gibt man zu bedenken, dass die Sprache, wenn sie Menschenwerk ist, eo ipso von einem sprachlosen Denken erfunden werden, ein solches aber höchst unvollkommen und zu solcher Leistung durchaus ungenügend sein musste. Sind ja nicht wenige Psychologen der Ansicht, dass wir ohne sinnliche Zeichen, die an unsere Gedanken associirt sind, nicht zu allgemeinen Urtheilen und zum Schliessen fähig seien.

Wir werden uns zuerst im folgenden § mit der zuletzt erwähnten allgemeinen Schwierigkeit beschäftigen; sodann in den darauffolgenden §§ die drei obigen Eigenthümlichkeiten der Lautsprache vom empiristischen Standpunkt zu erklären suchen.

§ 1.

„Die Sprache soll dem Denken entsprungen sein, aber dies setzt Sprache voraus, und so ergibt sich ein Cirkel.“ Sehen wir, ob der Cirkel so gefährlich ist.

Vor allem stützt sich dieser Einwurf auf die weitgehendsten Voraussetzungen bezüglich des Nutzens der sprachlichen Bezeichnungen für den Verlauf unserer einsamen Gedanken; Voraussetzungen, welchen nicht alle Psychologen beipflichten. Herbart hat geradezu jeden

solchen Nutzen geleugnet [1]). Darin werden ihm allerdings wenige zustimmen; allein es gibt eine Menge angesehener Forscher, welche von der Verkettung sinnlicher Zeichen mit unseren Vorstellungen zwar eine werthvolle Unterstützung des abstracten Denkens hoffen, aber doch die Anfänge desselben unabhängig von ihr erachten. Ob sie oder diejenigen Recht haben, welche die Sprache nicht bloss ein Werkzeug, sondern geradezu das Werkzeug des abstracten Denkens nennen, ist eine Frage, welche eingehende Untersuchung erheischt. Wir haben sie glücklicherweise hier nicht zu entscheiden; denn wenn wir auch annehmen, dass jene extreme Anschauung die richtige sei, so ist dennoch ein Ausweg aus dem gefürchteten Cirkel offen.

Es ist zu bedenken, dass die Sprache sich allmälich und durch viele Stufen entwickelte. Für die Bildung irgendwelcher rudimentärer Bezeichungsmittel genügte, wie wir gesehen haben, jenes concrete Denken, welches von der Unterstützung durch sprachliche Bezeichnungen ganz unabhängig ist. Sind aber diese Anfänge gegeben, so wird auch ein Anfang ihrer Wirkung auf das Denken gegeben sein, welche man so hoch anschlägt; und dadurch wird in ihm eine Stufe erreichbar werden, die vorher nicht zugänglich war. Dieses vollkommene Denken kann nun wieder auf die Vervollkommnung der Sprachmittel hinwirken, und die vollkommnere Sprache einen neuen Fortschritt im Denken ermöglichen.

Somit ist es durchaus nicht richtig, dass die Sprache, wenn wir darunter die vollkommene Form der Mittheilung verstehen, deren wir uns bedienen, durch ein sprachloses Denken erfunden werden musste: viel mehr konnte zwischen Sprach- und Verstandesentwicklung ein herüber und hinüber

---

[1]) Vgl. Psychologie II. Theil 1825. S. 245.

gegenseitiger Förderung statthaben, das nur der oberflächlichen Betrachtung als ein Cirkel erscheint[1]). Getrost kann man beide Sätze des angeblichen Cirkels zugeben, kann sie aber auch beide leugnen, indem man nur immer im Sinne behält, dass Sprache und Sprache zweierlei ist, und nicht minder Denken und Denken, das elementare und das, von welchem Steinthal schreibt: „Denken ist schwer."

Eine ähnliche Antwort hat schon Tiedemann gegenüber gegenüber Süssmilch und Rousseau gegeben (vgl. oben), und er glaubt, dass wirklich der Mensch in dem Masse, als er durch den Besitz der unvollkommenen Sprache zu verständiger Ueberlegung fähig wurde, diese darauf verwendete, die Sprache zu vervollkommnen, und dass sich ihre Ausbildung nur in dieser Weise begreifen lasse.

In dem letzteren Punkt können wir ihm nicht folgen; vielmehr glauben wir, dass man irgend einer Art der Zeichen,

---

[1]) Ein ähnliches gegenseitiges sich Heben und Tragen verschiedener Faktoren findet sich auch anderwärts. So könnte man beispielsweise in der Bildung jeder Fertigkeit einen Cirkel erblicken. Nur aus der Uebung kann die Fertigkeit und somit, scheint es, nur aus der Uebung ausgezeichneter Acte eine ausgezeichnete Fertigkeit entspringen. Allein es können auch umgekehrt vollkommene Acte nicht geübt werden, ehe man eine entsprechend vollkommene Fertigkeit erworben hat. Die Lösung ist einfach. Auch schon der unvollkommene Act hinterlässt eine Fertigkeit — denn keiner geht spurlos vorüber — und begründet eine Erleichterung des nächsten. Dieser wird in Folge dessen vollkommener geübt und hinterlässt eine entsprechend vollkommenere Fertigkeit. So wird allmälich die Thätigkeit den Habitus und dieser jene vervollkommnen. Oder, um ein specielleres Beispiel zu nehmen, so erinnere ich an den bekannten „Cirkel" des Aristoteles, wenn er behauptet, man könne nicht tugendhaft sein ohne ethische Einsicht, und diese doch selbst wieder als eine durch tugendhaftes Leben erworbene Fertigkeit betrachtet.

deren rudimentäre Anfänge zusammen den ersten Verkehr vermittelten, grossentheils ohne verständiges Nachdenken über sie, um so mehr also ohne scharfsinnige Berechnung eine der Lautsprache analoge Form und Vollkommenheit geben konnte; so dass das abstrakte Denken, welches sie in ihrer weiteren Entfaltung ermöglichten oder förderten, ihrer eigenen Vervollkommnung nur zu einem geringen Theil direkt zu Gute kam. Dies wird sich zeigen, indem wir jetzt dazu übergehen, die Entwicklung der Lautsprache im Einzelnen, und zunächst in Bezug auf die erste der obigen Eigenthümlichkeiten zu betrachten.

§ 2.

Was an der Lautsprache äusserlich vor Allem Bewunderung erregt, ist die reiche Mannigfaltigkeit wohlunterscheidbarer Zeichen, welche sie in sich schliesst; und Manche haben geglaubt, dass unter empiristischen Voraussetzungen nur scharfsinnige Berechnung dazu führen konnte.

Wir erinnern dagegen, dass hier die Sprachbildner, auch wenn wir sie uns analog denken, weniger zu erfinden, als, was sich ungesucht bot, zu benützen hatten.

Die tägliche Beobachtung zeigt, dass es uns schwerer ist, etwas einer früheren Aeusserung genau Entsprechendes als etwas von ihr Abweichendes zu erzeugen. Auf das Erste müssen wir Fleiss und Uebung verwenden; das Zweite tritt von selbst ein, so dass, indem wir das bereits ohne Berechnung Erzeugte in unsere Gewalt zu bringen suchen, abermals ohne unsere Voraussicht Neues entsteht. Bildete man also eine bescheidene Zahl von Zeichen für verschiedene Inhalte (wofür wir später noch Wege kennen lernen werden), so ergaben sich bei ihrer Verwendung leicht mannigfache Modificationen; und denken wir uns dies bei einer

wachsenden Menge von Menschen und durch eine lange Zeit stattfindend, so konnte ein grosser Reichthum von Gebilden erwachsen, welche die Absicht der Mittheilung nur festzuhalten und in Dienst zu nehmen brauchte.

Man wird uns einwenden, dass, indem sich um eine Aeusserung eine grössere Zahl von ungetreuen Wiederholungen gruppirten, diese letzteren in entsprechend zunehmendem Masse einander nahe traten und schwerer unterscheidbar waren. Damit verloren sie aber die Fähigkeit, als neue Zeichen verwendet zu werden, da man scharfunterschiedener Mittel für den Ausdruck bedurfte.

Allein die Antwort liegt nicht ferne. Je mehr Aufmerksamkeit man im Interesse der Mittheilung auf eine bestimmte Art von Aeusserungen verwendete, desto mehr schärfte sich auch die Auffassung für ihre zarteren Unterschiede, und konnten solche der Deutlichkeit unbeschadet für die Vermehrung des Zeichenvorrathes nutzbar werden. Auf allen Gebieten ist die feinere Unterscheidung der Eindrücke Sache der Uebung und wird erworben, indem man sich dauernd mit der betreffenden Gattung von Gegenständen befasst und sich gewöhnt, auf ihre Gleichheit oder Verschiedenheit zu achten. Wir Europäer finden die Individuen einer anderen Race, z. B. die Neger, einander auffallend ähnlich; diese hinwieder haben für mannigfache Verschiedenheiten der Züge ihrer Stammesgenossen ein geschärftes Auge, während wir ihnen den Eindruck monotoner Gleichförmigkeit machen. Ein anderes Beispiel liegt noch näher. Wenn wir eine uns unbekannte Sprache hören, haben wir anfangs regelmässig den Eindruck, als würden wenige Laute, die uns besonders auffällig sind, beständig in wenig verschiedenen Combinationen wiederholt; erst die dauernde Aufmerksamkeit lehrt uns eine grössere Mannigfaltigkeit von Lauten darin unterscheiden und wenig ab-

weichende Combinationen derselben auseinanderhalten. So musste sich auch der Sinn der Sprachbildner für die Aeusserungen, welche sie als Zeichen ihrer Gedanken verwendeten, in dem Masse vervollkommnen, als er in Anspruch genommen wurde.

In der Sprachgeschichte tritt deutlich hervor, wie man von Lauten, die schärfer von einander abstachen, deren Erzeugung aber auch grössere Anstrengung forderte, allmälig zur Benützung leiserer Schattirungen der Laute überging, die das Organ von selbst erzeugte, sobald man sich gehen liess. Die Vokale e und o z. B. scheinen jüngere Erscheinungen, noch mehr sind es andere, welche um sie gruppirt, zwischen a, i, u schwanken. Dasselbe gilt von einer Reihe feinerer Nuancen unter den Consonanten.

Hiezu kommt nun noch, dass man die schon gewonnenen Zeichen mannigfach in bedeutsamer Weise zusammensetzen konnte; Combinationen, welche an der leichten Unterscheidbarkeit der Elemente participirten und selbst abermals einen Heerd für neue Differenzirung bildeten.

§ 3.

Wir kommen zum zweiten Punkt.

Den Bezeichnungsmitteln der Lautsprache kommt zum grössten Theil nicht von Natur, sondern bloss durch Gewohnheit Verständniss zu. Ihre Bedeutung ist, wie man kurz zu sagen pflegt, willkürlich oder conventionell, und es fragt sich, wie die Gewohnheit, worauf sie beruht, von Anfang gestiftet werden konnte.

I. Das Verständniss von sog. conventionellen Zeichen kann sich, wie wir dies an Beispielen aus der Sprachge-

schichte sowie aus der Geschichte der Schrift und mancher Geberden vor uns sehen, daher datiren, dass sie aus selbstverständlichen entstanden sind. Die Mittel des ersten rudimentären Verkehrs waren von der letzten Art. Können wir unter unseren Voraussetzungen begreifen, dass man ihre Zahl beträchtlich vermehrte, und lässt die Analogie zu bekannten Erscheinungen mannigfache Wege erschliessen, auf denen sie ihren ursprünglichen Charakter verlieren konnten, dann wird sich zu einem guten Theil begreifen, wie eine Klasse, auf deren Ausnützung man sich in besonderem Grade warf, so reichhaltig an conventionellen Bestandtheilen werden konnte, wie es die Lautsprache ist.

1. Bisher wurden als unmittelbar verständliche Bezeichnungsmittel erwähnt: die Wiederholung von unwillkürlichen Aeusserungen (z. B. eines Schreies) und von willkürlichen Handlungen (z. B. einer Drohung), welche gewisse psychische Zustände in der Regel zu begleiten pflegen. Sie sind zunächst ausdrucksvoll für diese inneren Zustände, dann auch für äussere Vorgäuge, welche zu ihnen in Beziehung stehen. Für diese freilich nicht in unzweideutiger Weise; wie denn z. B. ein Schrei, der direkt Schmerz ausdrückt, an mannigfache äussere Vorgänge erinnern kann, welche hin und wieder Ursache des Schmerzes sind.

Für die weitere Ausdehnung des Verkehrs kam es vorzüglich darauf an, bestimmtere Zeichen für die mannigfaltigen Gegenstände der äusseren Erfahrung zu besitzen, theils um über sie selbst etwas kundgeben zu können, wofür man mehr und mehr Interesse gewinnen musste, theils auch um das innere Leben getreuer mittheilen zu können; erhält dieses ja seine Mannigfaltigkeit vorzüglich durch Beziehung zu jenen, welche seine Inhalte bilden.

A.

Unmittelbar verständliche Zeichen für Gegenstände der Aussenwelt konnten die eigenen Aeusserungen werden, indem man sie ihnen ähnlich machte.

Zunächst lag es, Töne, Bewegungen, Gestalten, Orte[1]) durch eigene Lautäusserungen, Bewegungen, Stellungen nachzuahmen, und diese Nachahmungen konnten direkt als Bezeichnungen für jene Töne, Bewegungen u. s. w., aber auch indirekt für Anderes verwendet werden, wozu das Nachgeahmte im Verhältniss eines Theils, einer Ursache oder Wirkung, kurz in irgend einer Beziehung regelmässiger Begleitschaft oder Folge stand.

Man konnte also durch Nachahmung der Handlung den Handelnden und das, woran sie geübt wird, durch Nachahmung eines Lautes den lautgebenden Gegenstand und mancherlei Eigenschaften und Erscheinungen, die ihn begleiten,

---

[1]) Als eine Nachbildung der örtlichen Lage eines Gegenstandes und der Richtung unseres Blickes sind die sog. hinweisenden Geberden zu fassen. Wenn Jemand mir auf die Frage, wo hat x seinen Platz, dadurch antwortet, dass er seinen ganzen Körper oder seine Hand an die betreffende Stelle bringt, so liegt deutlich eine Nachahmung vor. Ebenso wenn er sich begnügt, durch Bewegung des Kopfes oder Armes die Richtung darzustellen, welche mein Blick zu nehmen hat, um den fraglichen Ort zu finden. Hier war der Ort das zu Bezeichnende. Man gibt aber durch ihn auch den Gegenstand selbst zu erkennen, wie durch die Gestalt das so oder so Gestaltete. Das ist ganz offenbar, wo die hinweisende Geberde wirklich die volle Funktion eines Zeichens hat und der Gegenstand selbst nicht mit im Spiele ist, wie wenn wir den Gedanken an einen nicht gegenwärtigen Gegenstand dadurch erregen, dass wir durch Blick oder Hand den Ort andeuten, den er gewöhnlich einzunehmen pflegt.

bezeichnen; und bei der unbegrenzten Wirksamkeit der Association nach Contiguität hatte man daran ein Mittel, durch eine verhältnissmässig dürftige Zahl von Nachahmungen eine grosse Menge von Gegenständen in den Bereich unmittelbar verständlicher Bezeichnung zu ziehen.

Beispiele von nachahmenden Lautbezeichnungen aus den verschiedensten Sprachen haben Tylor (Anfänge der Kultur, I, S. 202 ff.), Pott (Doppelung als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, 1862, S. 51 ff.) u. A. zusammengestellt. Derart sind z. B. manche Namen für Thiere und musikalische Instrumente. Und nicht bloss der lautgebende Gegenstand selbst wird durch eine Nachahmung des ihm eigenthümlichen Lautes bezeichnet, sondern auch mancherlei Eigenschaften, die ihm charakteristisch sind, woraus begreiflich wird, wie man für Farben, Gestalten u. dgl. unmittelbar verständliche Tonzeichen gewinnen konnte. (Aehnlich ist es, wenn in der chinesischen Bilderschrift die Figur der Sonne und des Mondes „Glanz", ein schielendes Auge, von dem man nur das Weisse sieht, „weiss" bedeutet, und wenn die Taubstummen „roth" bezeichnen, indem sie an die Lippen deuten.) Von Tönen, welche gewisse Hantirungen oder Vorgänge begleiten, werden Namen hergenommen für diese Bewegungen selbst, für das Handelnde oder Bewegte und die Gegenstände, welche in einer anderen Weise damit in Beziehung treten.

Um aber den vollen Begriff von der vielseitigen Verwendbarkeit der Nachahmungen zu gewinnen, hat man noch zu bedenken, dass von jeder der Positionen aus, die ein nachahmender Laut durch Association nach Contiguität gewann, wieder Eroberungen in's Gebiet des Analogen gemacht werden und um die so errungenen Punkte sich aber-

mals Associationen nach Contiguität gruppiren konnten. Die Sprachgeschichte zeigt, wie conventionelle Zeichen von Einer Bedeutung ausgehend eine unbegrenzte Menge von Funktionen gewinnen können: eine Kette, wovon zwar je die benachbarten Glieder miteinander in einer wohl verständlichen Beziehung stehen, die entfernteren aber sich schliesslich so heterogen sind, dass man mit Bezug auf solche Bedeutungsentwicklungen gesagt hat, es gebe kaum zwei so verschiedene Gegenstände, die nicht auf solchen verschlungenen Wegen schliesslich von demselben Laut erobert werden könnten. Alle diese Wege konnten aber auch ursprünglich bei der Verwendung der nachahmenden Bezeichnungen beschritten werden.

Wir haben bisher von eigentlichen Nachahmungen gesprochen, wo die nachahmende Aeusserung derselben Gattung von Erscheinungen angehört, wie das durch sie Dargestellte. Man konnte aber die eigenen Laute und Bewegungen auch manchen Erscheinungen anderer Gattung zu verähnlichen suchen und so z. B. erstere in direkter Weise zur Bezeichnung von Gesichtsbildern u. dgl. verwenden. Dass sich uns zwischen Bewegungen und Erscheinungen ganz anderer Gattung und ebenso zwischen Tönen und Inhalten anderer Sinne Analogien darbieten — mögen diese nun in den Vorstellungen selbst oder in den diese begleitenden Gefühlen wurzeln — dafür sind die Metaphern unserer Sprachen ein unzweideutiger Beleg. Wir sprechen z. B. von hohen und tiefen, weichen, harten und rauhen Tönen, von einem gedehnten und abgebrochenen, zitternden und auch wohl von einem runden und breiten Ton, von grellen und wilden Tönen u. s. w. Ueberall aber, wo die Sprache Bezeichnungen aus einem anderen Gebiete von Phänomenen auf Töne überträgt oder umgekehrt, da ist auch irgendwelche uneigentliche Nachahmung durch Laute

denkbar; und auch solche mochten ursprünglich angewendet werden und im Zusammenhang mit anderen verdeutlichenden Umständen Verständniss finden. Manchmal dienten sie wohl, Bezeichnungen neu zu begründen, manchmal auch bloss schon bestehende zu differenziren und an verschiedene Bedeutungen anzupassen.

Bei der Aufsuchung von Beispielen solcher Symbolik unter den irgendwo üblichen Bezeichnungsmitteln hat man sich natürlich noch mehr als bei der Aufsuchung von eigentlichen Nachahmungen davor zu hüten, dass man nicht, von der Macht der Gewohnheit verleitet, die Bedeutung in das Zeichen hineinträgt. Immerhin lassen sich speciell unter den lautlichen Ausdrucksmitteln sichere Spuren finden, wie z. B. wenn durch die Länge eines Wortes oder seine gedehnte Aussprache und die Häufung von Vocalen in ihm lange Dauer eines Vorganges, Unentschiedenheit einer Handlung, Lästigkeit einer Bewegung u. dgl. angedeutet wird, und umgekehrt Kürze des Wortes, rasches Aussprechen desselben, Häufung von Consonanten in ihm (deren Aussprache in gewisser Hinsicht derjenigen von kurzen Silben gleicht) auf kurze Dauer, Entschiedenheit, Eile jener Erscheinungen hinweist; und Aehnliches. Tylor erwähnt (a. a. O. S. 215), dass die Siamesen mittelst Kürzung und Dehnung die Bedeutung des Lautes non dahin modificiren, dass er im einen Fall einen näheren, im anderen einen entfernteren Ort bedeutet, und die Ho-Sprache bildet durch Anhängung eines a an die Wurzel und Verlängerung des Klanges derselben (z. B. Kaje — Kajeeá) das Futurum (ebenda). Weiter ist Reduplikation ein bemerkenswerthes Mittel der Symbolik, das auf niederen Sprachstufen, wie ja auch in der Kindersprache, viel-

seitige Verwendung findet. Sie bedeutet bald längere Dauer, bald einen stärkeren Grad, bald Wiederholung von etwas, und dient darum zur Bezeichnung des Superlativ, des Plural, des Fallens einer Handlung in zwei verschiedene Zeiten, und so als Zeichen der Vergangenheit u. s. w. (Pott, Doppelung.)

Wie durch Töne mancherlei Inhalte anderer Sinne z. B. Bewegungen dargestellt werden können, so können auch die Bewegungen solches darstellen, was der Gattung nach von ihnen verschieden ist z. B. Töne. Darauf deutet hin, dass wir Bezeichnungen von Bewegungen auf Töne übertragen und von sanften Tönen, von einem Hinschweben und Wiegen derselben sprechen u. dgl. Wer genöthigt ist, Anderen sichtbare Zeichen zu geben, welche sich auf Töne beziehen, wie der Dirigent eines Chors oder Orchesters, verfällt auf mancherlei Bewegungsweisen, welche geeignet sind, Eigenthümlichkeiten von Tönen anzudeuten.

Allein erforderte es nicht Nachdenken und Berechnung, um nachahmende Bezeichnungen zum Theil von so feiner Art zu schaffen und in so sinnreicher Weise zu verwenden?

Wir glauben nicht.

Vorab ist klar, dass, um überhaupt darauf zu verfallen, Nachahmungen als Bezeichnungsmittel zu verwenden, keinerlei allgemeine Einsichten und Schlüsse nöthig waren. Nicht einmal das gehört dazu, dass bereits anderweitige Motive zu Nachahmungen geführt hatten und man so deren erinnernde Kraft direkt erfuhr. Man musste nur öfter bemerkt haben, dass Aehnliches an Aehnliches erinnert, so dass sich eine Gewohnheit bildete, dies in analogen Fällen wieder anzunehmen. Verband sich damit eine hinlängliche Erfahrung der Macht über seine Bewegungen, so dass man erwarten konnte, etwas einer gewissen Erscheinung Aehnliches erzeugen zu können, so waren alle Vorbedingungen

zu dem Versuche gegeben, sie nachzuahmen, um Andere auf den Gedanken daran zu bringen.

Noch näher gelegt war eine solche Benutzung von Nachahmungen allerdings, wenn man bereits auf anderen Wegen dazu gekommen war, Mancherlei von dem, was man sah und hörte, wieder zu erzeugen: und an Motiven dafür fehlte es in der That nicht.

Ein Trieb, Laute und Bewegungen, die man irgendwo wahrnahm, nachzubilden, erwachte, so oft jene Erscheinungen Wohlgefallen erweckten; denn was gefällt, sucht man festzuhalten und zu vervielfältigen [1]). Ein anderer Grund für die Entstehung von Nachahmungen liegt in dem Gesetz, dass lebhafte Vorstellungen von Handlungen sich von selbst realisiren, wenn diese Tendenz nicht durch andere Kräfte paralysirt wird. Solche Erscheinungen treten überall ein, wo die vernünftige Ueberlegung und zweckmässige Gewohnheiten des Handelns entweder noch nicht genugsam ausgebildet oder momentan zu unkräftig sind, also besonders bei einem abnormen (Traum, Somnambulismus, Zustände der Leidenschaft) aber auch bei einem sehr primitiven Seelenleben. [2])

---

[1]) Man denke an die spielende Uebung der Kinder und selbst mancher Vögel in den Nachahmungen von allerlei Lauten. Auch Vorstellungen, an welche nicht unmittelbar Lust geknüpft ist, kann man lebhaft zu erneuern ein Interesse haben und sie darum nachahmen. So erfährt der Geometer von der lebhafteren Vorstellung der Figuren eine kräftigere Unterstützung für seine abstracten Betrachtungen über sie, und bildet sie darum, wo ihm Zeichnungen nicht zu Gebote stehen, gewohnheitsmässig durch Stellungen der Hände nach, um neben dem abgeblassten Erinnerungsbild eine Empfindung gegenwärtig zu haben.

[2]) Vgl. Lotze, Medicin. Psych. S. 293 ff. A. Bain, The Senses and the Intellect, in der französ. Uebersetzung von Gazelles, Paris 1874, p. 300 ff. Auffallende Beispiele bietet die Entstehungsge-

Einen weiteren Antrieb zur Nachahmung bildet das Streben, sich und Anderen zur Gewissheit zu bringen, dass man, was sie können, ebenfalls kann; ein Motiv, das sich bei Kindern und Ungebildeten vorzüglich in Bezug auf Aeusserlichkeiten wirksam erweist. Ferner: Was Andere thun, thun sie, weil es ihnen gut scheint; ein Grund, dass es sich unter ähnlichen Umständen auch uns, soferne nicht eigene Ueberlegung uns leitet, als thunlich empfehle. So sehen wir die Krähe und den Hasen eilig die Flucht ergreifen, wenn ihre Gefährten dasselbe thun.

Hatten aber solche und andere Motive — denn es liessen sich deren offenbar noch viele auffinden — wiederholt zu Nachahmungen geführt, so entstanden leicht gedankenlose Gewohnheiten des Nachahmens, wie bei Kindern und Ungebildeten genugsam zu beobachten ist, und überall bot sich nun reichliche Gelegenheit, die Brauchbarkeit der Nachahmungen für die Mittheilung direkt zu erfahren.

Wenn es also nicht weitgehende Schlüsse, sondern bloss naheliegende concrete Erfahrungen erforderte, damit man überhaupt darauf verfiel, seine eigenen Bewegungen, Laute u. dgl. den äusseren Erscheinungen zu verähnlichen, um dadurch auf sie hinzuweisen: war vielleicht Scharfsinn nöthig, um einen grösseren Reichthum nachahmbarer Aehnlichkeiten

---

schichte mancher Verbrechen, deren Ausführung sich nur aus der Macht einer lang und lebendig gehegten Vorstellung erklärt, sich schliesslich ohne den Willen dessen, der sie bei sich getragen, ja trotz eines gewissen Widerwillens, zu verwirklichen.

Man kann auch anführen, dass, wenn sich uns am Rande eines Abgrundes die Vorstellung des Hinunterstürzens lebhaft aufdrängt, eine Willensanstrengung nöthig ist, um uns vor der Wirklichkeit zu bewahren; dass, wer mit freier Hand ein Pendel hält und schwingen lässt, nur durch Schliessen der Augen verhindern kann, dass er nicht mit dem Arm die Pendelschwingung nachahme.

zu finden und die entsprechenden Bezeichnungen in vielseitiger Weise für Verwandtes und Analoges zu verwerthen? — Auch dies ist so wenig der Fall, dass die genannte Aufgabe Menschen von unentwickeltem Denken sogar besser gelingen muss, m. a. W., dass ihnen Aehnlichkeiten zwischen den eigenen Aeusserungen und den zu bezeichnenden Gegenständen leichter beifallen, als einem in der Bildung fortgeschrittenen. Handelt es sich ja dabei um die Wahrnehmung sinnenfälliger Aehnlichkeiten, die der erwachenden Auffassung der Dinge zuerst und besonders leicht darum beifallen, weil ihr eine Menge von Unterschieden noch entgehen.[1]) Je weniger Jemand mit einer Klasse von Gegenständen vertraut ist, desto mehr machen sie ihm den Eindruck der Aehnlichkeit, weil erst die dauernde Uebung und Aufmerksamkeit die zarteren Verschiedenheiten an's Licht treten lässt. Ganz bekannt ist, dass wer die Glieder einer Familie öfter sieht, sie weit weniger ähnlich findet, als wenn sie ihm zum erstenmal begegnen. Der Schäfer unterscheidet jedes Thier seiner Heerde, dem Laien erscheinen die meisten zum Verwechseln ähnlich; und so geschieht es überall, dass dem Einen Gegenstände ähnlich vorkommen, die einem Anderen, der gewöhnt ist, auf die Differenzen zu achten, nicht diesen Eindruck machen.

Was wir hier von einer besonderen Geneigtheit des unentwickelten Denkens zur Entdeckung und darum auch zur Benützung nachahmbarer Aehnlichkeiten sagen, wird denn auch durch die Erfahrung in jeder Weise bestätigt.

Wilde Völker, deren Sprachen sich überhaupt bei der Wortbildung an rohere und sinnfällige Analogien anlehnen,

---

[1]) Die geschickte Ausführung der Nachahmungen war allerdings Sache der Uebung und entwickelte sich mit dem wachsenden Interesse daran.

sind sehr erfinderisch in nachahmenden Lautbezeichnungen und geneigt, immer wieder solche in das Gefüge ihrer Reden aufzunehmen.[1]) Bei ihnen finden wir jene mannigfachen Arten von Lautsymbolik verwendet, die von uns bloss darum nicht so leicht gefühlt wird, weil die Erziehung früh geschäftig war, unsere Aufmerksamkeit von solchen Aehnlichkeiten ab- und auf wichtigere gemeinsame Merkmale und namentlich auf charakteristische Unterschiede der Gegenstände hinzulenken.

Dieselbe Leichtigkeit bekunden Wilde, sich durch Geberden zu verständigen. Man hat dies besonders bei den Indianern Nordamerika's zu beobachten Gelegenheit, welche bei ihrer unstäten Lebensweise und der damit zusammenhängenden Mannigfaltigkeit der Idiome fortwährend in die Lage kommen, mit Stämmen zu verkehren, deren Sprachen sie nicht verstehen. Sie haben zu einer nachahmenden Geberdensprache gegriffen und sie zu einem bedeutenden Reichthum entwickelt.[2]) Dasselbe gelingt den Taubstummen aus ihrer eigenen Kraft, vorausgesetzt nur, dass der Trieb zur Mittheilung hinreichende Anregung und Nahrung findet.[3])

Auch die Kinder bilden mancherlei nachahmende Bezeichnungen und entwickeln zuweilen eine wahre Virtuosität

---

[1]) In British Columbia ist in den letzten 70 oder 80 Jahren ein Jargon (Tschinuk-Jargon) entstanden, der, wie Tylor bemerkt, von nachahmenden Wörtern wimmelt, welche bisweilen den einheimischen Indianersprachen entlehnt, bisweilen an Ort und Stelle durch die vereinigten Bemühungen der Weissen und Indianer, sich verständlich zu machen, gebildet sind (Anfänge der Cultur S. 212). Manche dieser Gebilde erinnern lebhaft an die Kinderstube.

[2]) Tylor Researches p. 34 ff.

[3]) Zeugnisse bei Burdach, Blicke in's Leben III 1844 S. 47, 75. Tylor, Researches p. 16 ff. Steinthal, über die Sprache der Taubstummen in Prutz. Deutsches Museum 1851 S. 904 ff.

in der metaphorischen Verwendung dieser und der conventionellen Zeichen, die sie von uns erlernt haben. In allen diesen Fällen ist eben nicht denkende Vergleichung und Abstraktion im Spiele, sondern ungesuchte Association und die Gewohnheit, in jedem Falle das zu ergreifen, was bereits in irgendeinem ähnlichen den gewünschten Erfolg hatte.

Endlich ist an die tägliche Erfahrung zu erinnern, dass unter sonst gleichen Umständen Ungebildete im Vergleich mit Gebildeten eine besondere Neigung und Leichtigkeit zeigen, unmittelbare, weil sinnenfällige Aehnlichkeiten zwischen Laut und Bedeutung — Hebung und Senkung der Stimme, lautes und leises, ungestümes oder ruhiges, rasches oder gedehntes Sprechen, rauhe oder weiche Aussprache, malerische Geberden u. dgl. — zur Erleichterung des Verständnisses herbeizurufen, während der Gebildete seine Gedanken durch Anregung tieferliegender Analogien fassbar zu machen sucht. — Ein ähnlicher Gegensatz hat sich in der Wahl der Worte zwischen der Schrift- und populären Sprache ausgebildet. Die letztere nimmt mit Leichtigkeit nachahmende Wörter auf, die erstere ist ihnen weniger zugänglich. Doch dringt die Macht des Volksthümlichen wenigstens darin durch, dass man Laute, die ursprünglich ihrer Bedeutung unähnlich waren, ihr, wo sie es erlaubt, allmälig annähert, was oft nicht in der richtigen Weise *für* und darum gelegentlich auch wieder *gegen* ursprünglich nachahmende Sprachbildung ausgebeutet worden ist. (Vgl. Geiger a. a. O. S. 168.)

So haben wir also allen Grund, anzunehmen, dass sich den ersten Menschen ohne feinsinnige Berechnung, vielmehr leicht und ungesucht mancherlei nachahmende Bezeichnungen für äussere Gegenstände boten.

B.

Wir kommen zur Besprechung der expressiven Bezeichnungen, die sich für Gegenstände der inneren Erfahrung boten. — Als solche haben wir früher erwähnt: die Nachahmungen[1]) reflektorischer Ausdrucksbewegungen (soweit solche möglich sind) und willkürlicher Handlungen, wozu gewisse Zustände in der Regel antreiben. Wir benützen noch fortwährend beiderlei Geberden zur Verstärkung und zum Ersatz der Rede. Man lächelt dem Ankommenden entgegen, um ihm die Freude des Wiedersehens anzudeuten, der Schauspieler malt durch Ballen der Faust den Zorn, durch Zurückfahren (einen Anfang des Fliehens) die Furcht, das Nachdenken (und die Trauer) durch eine Haltung, welche die zerstreuenden Eindrücke der Umgebung zu meiden sucht u. s. w. In den drei letzten Fällen haben wir deutlich die Copien willkürlicher Handlungen vor uns, die für die betreffenden Zustände häufig nützlich und beliebt sind; im ersten Fall ebenso unzweifelhaft die schwache Nachahmung

[1]) Wir sagen „Nachahmungen", denn dies ist genauer als Wiederholungen. Das absichtliche Lächeln ist dem unwillkürlichen Lächeln bloss ähnlich und entspringt, auch ungeheuchelt, bloss aus einem ähnlichen Zustand, und das Gleiche gilt z. B. von der Drohung gegenüber dem wirklichen Angriff. Man unterscheidet darum die Wörter von interjektionalem Ursprung müssig als besondere Klasse von den sog. onomatopoetischen oder nachahmenden, denn auch sie sind solche. — Gelegentlich sei darauf zurückgewiesen, dass auch die sog. hinweisenden Geberden sich uns als nachahmende herausstellten, und so kommen wir zu dem Resultate, dass alle direkt expressiven Ausdrucksmittel nachahmend sind. Immer gründet die unmittelbar verständliche Kundgabe darauf, dass wir durch eigene Thätigkeit etwas zu erzeugen vermögen, was irgend einem Merkmal des zu bezeichnenden Gegenstandes, einem Theil, einer Ursache oder Folge u. s. w. ähnlich ist.

einer Ausdrucksbewegung, die nicht von uns erfunden, sondern ursprünglich von der Natur prädisponirt ist.

Sich ein genaueres Bild zu machen von dem mimischen Ausdruck, der dem Urmenschen angeboren war und sich ihm also von dieser Seite zur Benutzung bot, hat nicht geringe Schwierigkeiten, weil sich damit im Laufe der Zeit vieles Andere bis zur Unkenntlichkeit vermischt hat.

Die öftere absichtliche Uebung von Handlungen, die unter gewissen Seelenzuständen zweckmässig sind, begründet eine Neigung, sie unter analogen Umständen, auch wenn sie jenem Zwecke nicht dienen, zu wiederholen. Sie werden gewohnheitsmässig und dadurch nach einem treffenden Ausdruck von Harless „an die Grenze der unwillkürlichen gerückt.“ [1]) Dazu kommt, dass sie bei diesen zwecklosen Wiederholungen gewöhnlich eine abgeschwächte und verkürzte Form annehmen, und beides wirkt zusammen, um ihren Ursprung unkenntlich zu machen, so dass sie nun leicht mit ursprünglich reflectorischen verwechselt werden. Solche Gewohnheiten können sich jetzt im einzelnen Individuum von Grund auf bilden, andere sind wohl im Laufe früherer Generationen entstanden und werden nun um der Bedeutung willen, die ihnen anhaftet, wie die Sprache, durch Nachahmung traditionell fortgepflanzt; andere können sich auch vererbt haben [2]), und im letzteren Falle tritt ein

---

[1]) Handwörterbuch der Physiologie von R. Wagner. III. Bd. 1846. S. 605.

[2]) Gegen die Möglichkeit einer solchen Vererbung ist nicht zu streiten. Die erworbene besondere Disposition zu einer Bewegung beruht auf einer gewissen Veränderung der dabei funktionirenden Organe, und es ist nicht undenkbar, dass solche Veränderungen sich auf die Nachkommen übertragen. In einzelnen Fällen scheint auch unzweideutige Beobachtung dafür zu sprechen. Vgl. ein interessantes Beispiel bei Darwin: „Der Ausdruck der Gemüthsbeweg-

neues Moment hinzu, was sie den von allem Anfang prädisponirten Ausdrucksweisen näherückt. Völlig dasselbe Schicksal wie Handlungen, welche in gewissen Zuständen dienten, ein Uebel abzuwehren u. dgl. — und solche hatten wir soeben im Sinne — konnten auch Bewegungen erfahren, die man von Anfang zum Zwecke der Mittheilung erfunden hatte und verwendete (z. B. symbolische), und solche, welche die Unterdrückung der natürlichen Gefühlsausbrüche bezweckten: auch sie konnten gewohnheitsmässig und unkenntlich werden. Den weitgehendsten Versuch, den uns gegenwärtig eigenthümlichen unwillkürlichen Ausdruck des inneren Lebens aus solchen Gewohnheiten (und zwar näherhin aus der Vererbung von Gewohnheiten) zu erklären, hat Darwin in dem vorhin unten angeführten Buche gemacht. Uns geht diese Untersuchung nicht weiter an; denn es unterliegt keiner Controverse — und das genügt uns hier — dass an unsere psychischen Zustände ursprünglich und vor aller Absicht und Gewohnheit körperliche Veränderungen geknüpft sind und man manche derselben willkürlich nachahmen konnte.

Zu dieser ersten Klasse von Bezeichnungsmitteln innerer Phänomene gesellte sich dann das unbegrenzte Gebiet der Nachbildung zweckmässiger Handlungen.

Man konnte aber durch seine willkürlichen Aktionen nicht bloss, wie in diesen beiden Fällen, äussere Erscheinungen, die mit den psychischen Zuständen in regelmässigem Zusammenhang stehen, sondern auch dirckt diese selbst nachahmen.

Dass sich uns Analogien zwischen physischen Erscheinungen, die wir erzeugen können, und seelischen Zuständen

---

ungen bei dem Menschen und den Thieren". Deutsch von Carus. 1872. S. 34, Anmerkung 8.

aufdrängen, ist bekannt und durch Beispiele aus unserer gewöhnlichen Redeweise leicht zu erhärten. Sprechen wir doch von Zuneigung und Abneigung, niedergebeugtem und aufgerichtetem Muth, von wankenden und festen Meinungen und Entschlüssen; und dem Ungebildeten, der die scharfe Grenze zwischen Psychischem und Physischem nicht gezogen hat, zeigt seine Phantasie besonders leicht solche Aehnlichkeiten. So glaube ich z. B., dass das Neigen des Kopfes als Zeichen der Bejahung nicht, wie Darwin [1]) vermuthet, Rudiment der Beugung des Kopfes, welche beim Kinde mit dem Annehmen der Nahrung verbunden ist, sondern eine Nachahmung ist und entstand, weil man das Beistimmen zum Urtheil eines Anderen als analog empfand der körperlichen Hinwendung zu ihm. Dem entspricht auch, dass wir, um entschiedene Verneinung auszudrücken, uns von dem Sprechenden abwenden, zurücktreten, die Hand abwehrend vorstrecken u. dgl. Und worauf deuten Metaphern, wie: „sich zu einer Ansicht hinneigen, sie annehmen, verwerfen" anderes, als dass uns die Bejahung als eine Annäherung, die Verneinung dagegen unter dem gegentheiligen Bilde erscheint? Auch die schwankende Hand- und Schulterbewegung als Zeichen der Unsicherheit des Urtheils oder Entschlusses möchte symbolischen Ursprungs sein. Denn wer unentschlossen zweifelt, gleicht dem Körper, der auf unsicherer Grundlage wankt. Tylor erwähnt [1]), dass Wilde „Denken" bezeichnen, indem sie mit dem Zeigefinger quer über die Brust fahren. Diese Bewegung symbolisirt deut-

---

[1]) a. a. O. S. 279. Darwin beachtet überhaupt die symbolischen Geberden nicht genugsam. Vgl. z. B. a. a. O. S. 33, wo er mehrere, die gewiss nachahmend sind, als Rudimente von zweckmässigen Handlungen anführt.

[2]) Researches p. 39.

lich den Zug der Gedanken durch das Herz. Nach Burdach[1]) bezeichnen Taubstumme das Vergessen nachahmend, indem sie die Hand an die Stirne legen und dann rasch wegziehen. Doch genug der Beispiele.

Eine vierte Quelle unmittelbar verständlicher Zeichen bot sich mit Rücksicht auf die mannigfachen contrastirenden Zustände[2]), die unser Seelenleben, besonders das Gebiet der Gefühle aufweist. Hatte sich für einen Zustand irgend ein Zeichen verständlich erwiesen, und sollte ein entgegengesetzter kundgegeben werden, so lag es nahe, die Haltung von dem Ausdruck des ersten möglichst zu entfernen, und man war dazu besonders lebhaft aufgefordert, wenn man unmittelbar von der einen Stimmung in die andere gerieth. Aus diesem energischen Aufgeben der früheren Haltung konnte sich allmälich ein selbstständiges Zeichen für jenen entgegengesetzten Zustand entwickeln.

Wurden die bisher genannten Ausdrucksbewegungen als Zeichen für gewisse Zustände verstanden, so verwendete man sie natürlich, ähnlich wie die Bezeichnungen für äussere Gegenstände, auch für vieles Analoge, wie z. B. den Aus-

---

[1]) a. a. O. S. 48.

[2]) Darwin hat ein besonderes Princip des Gegensatzes für die Erklärung gewisser Ausdrucksbewegungen aufgestellt: „Die Gewohnheit, bemerkt er, willkürlich unter entgegengesetzten Antrieben entgegengesetzte Bewegungen auszuführen, ist durch die praktische Uebung unseres ganzen Lebens fest entwickelt worden. Wenn daher gewisse Handlungen . . bei einem bestimmten Seelenzustand regelmässig ausgeübt worden sind, so wird unwillkürlich eine starke Neigung eintreten, unter der Erregung eines entgegengesetzten Seelenzustandes direkt entgegengesetzte Handlungen auszuführen, mögen diese von irgendwelchem Nutzen sein oder nicht“ (a. a. O. S. 357). Allein eine solche Ausdehnung der Wirkung der Gewohnheit ist gewagt, und durch keines der Beispiele, die Darwin dafür anzuführen vermag, bewiesen.

druck des Ekels zur Kundgabe von Abscheu oder Verachtung, und wusste, über die zahllosen feineren Differenzen des Gefühlslebens (für welche auch die ausgebildetste Sprache uns noch sehr dürftig mit Bezeichnungsmitteln versorgt) hinwegsehend, mit Wenigem trefflich hauszuhalten.

Wie speciell die frühesten Lautbezeichnungen für innere Zustände entstanden, darüber lässt sich das Folgende mit ziemlicher Sicherheit annehmen. Manche Stimmungen haben ihre charakteristischen Laute; vorzüglich in Folge davon, dass die übrigen ihnen eigenthümlichen körperlichen Emotionen die zugleich erfolgende Stimmäusserung mitbedingen. Diese Laute liessen sich als Zeichen benützen, und die Sprachen wilder Völker bieten in der That Beispiele solcher Verwendung. (Tylor, Anfänge d. Kultur S. 184 ff. u. Pott, Doppelung S. 24 ff.) Ueber sie hinaus ging man wohl erst, als die Lautsprache ein gutes Stück des Gebietes der äusseren Erfahrung erobert hatte; und dann bot sich Gelegenheit, Wege einzuschlagen, wie die, welche wir in den bekannten Sprachzuständen am häufigsten befolgt sehen, nämlich den Affekt durch eine Bezeichnung für die ihn begleitende Geberde zu schildern, wie etwa Schäumen u. dgl. für Zorn, oder sich an die oben erwähnten Analogien zwischen physischen und psychischen Phänomenen anzulehnen (vgl. Neigung, weich werden, hartherzig).

Bei ausgedehnterer und getreuerer Kundgabe des inneren Lebens endlich mussten selbstverständlich die Bezeichnungen für äussere Gegenstände mit herbeigezogen werden. Denn da die Mannigfaltigkeit der psychischen Phänomene vorzüglich durch die Mannigfaltigkeit der äusseren Gegenstände begründet wird, auf welche sie sich beziehen, so können

sie auch nur dadurch einigermassen getreu gekennzeichnet werden, dass man mit auf diese hinweist. —

2. Man sieht, dass auch ein primitives Denken nicht — ja gewissermassen dieses am wenigsten — verlegen sein konnte, eine Menge von Gegenständen direkt durch Nachahmungen zu bezeichnen und diese Bezeichnungen auf mancherlei Seiten- und Umwegen auch für solche Inhalte zu verwenden, denen sich direkt kein nachahmbarer Zug abgewinnen liess. Mit den letzteren Andeutungen aber haben wir auch schon den Blick auf eine Bahn geöffnet, auf der man früher oder später unausweichlich zu conventionellen Zeichen gelangen musste.

Man übertrug z. B. eine nachahmende Lautbezeichnung von dem Gegenstand, welchem der Laut eigenthümlich war, auf einen anderen, der mit ihm nicht in dem nachgeahmten, sondern in anderen Zügen übereinstimmte, was leicht geschah, wenn diese Züge dem ersten ebenso charakteristisch oder noch charakteristischer waren, als der Laut. Wurde in einem solchen Fall die Herkunft des übertragenen Gebrauchs vergessen, etwa indem das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung ausser Anwendung kam, so schien es willkürlich zu jener abgeleiteten Funktion gekommen zu sein.

Aber auch ohne solche Uebertragung einer Bezeichnung und Aussergebrauchkommen ihrer ursprünglichen Bedeutung kann das sie bestimmende und erklärende Moment, was man die innere Sprachform genannt hat, aus dem Bewusstsein entschwinden. Die sprachlichen Bezeichnungen erfahren bei längerem Gebrauch mannigfache Wandlungen in dem Bestand der mit ihnen associirten Vorstellungselemente; neue Merkmale werden in demselben aufgenommen, andere fallen aus — sei es, indem die bezeich-

neten Dinge selbst sich ändern, sei es, indem bloss unsere Auffassung von ihnen wechselt — und der Ausfall kann auch den Merkmalen widerfahren, welche den Grund der Namengebung bildeten.

Die Römer nannten diejenigen, die sich um ein öffentliches Amt bewarben, candidati, weil sie in weisser Kleidung in der Volksversammlung zu erscheinen hatten. Der Name Candidat für einen Mann, der sich um ein Amt bewirbt, ist geblieben; aber das weisse Kleid ist den darnach Genannten nicht mehr charakteristisch. In ähnlicher Weise hat sich der Gegenstand der Namen Papier und Feder geändert. Widerfuhr nun etwas Analoges dem Objecte einer unmittelbar verständlichen Bezeichnung, so ging ihr dadurch dieser Charakter verloren.

Auch die blosse Aenderung der Auffassung wird leicht der inneren Sprachform verderblich.

Da die Zeichenbildung gewöhnlich darauf ausgeht, an diejenigen Züge eines Gegenstandes anzuknüpfen, wofür irgend eine verständliche Bezeichnung bereits da ist, so lehnt sie sich oft an unwesentliche Beziehungen und zufällige Ereignisse an, die den Gegenstand angehen oder irgendeinmal angingen.[1]) Sobald sich in einem solchen Falle die Association durch Gewohnheit gefestigt hat, verliert der Umstand, der sie einleitete, seine praktische Wichtigkeit, und mag, von wesentlicheren in den Hintergrund gedrängt, leicht ganz in Vergessenheit gerathen. Ein solcher Ausfall kann aber auch bei Zeichen stattfinden, die auf Merkmale gründen, welche man für wesentlich erachtete; ändert sich ja die Auffassung der Dinge im Fortschritt der Erkenntniss oft in ganz durchgreifender Weise.

---

[1]) Beispiele sind Wörter wie: Guillotine, gothischer Stil, Arabeske u. s. w.

Man denke hier an Namen wie Geist (was eigentlich „Wind", „Hauch" bedeutet), Polarisation des Lichtes u. dgl. Es ist leicht, alles dies auf die ursprünglichen nachahmenden Bezeichnungen zu übertragen.

Wir hatten bisher Bedeutungswandel an den Bezeichnungsmitteln im Auge; mit ihm zusammen wirkten auch Formveränderungen an der Zerstörung ihres an sich ausdrucksvollen Charakters. Für solche Aenderungen konnte sich aus doppelter Quelle theils der erste Ursprung, theils die dauernde Einbürgerung herschreiben.

Sobald ein Zeichen durch wiederholten gleichförmigen Gebrauch so geläufig geworden ist, dass es auch bei minder treuer Reproduktion doch das gewünschte Verständniss erweckt, so fängt man an, bei seiner Erzeugung der Mühe und Zeitersparniss und der Vorliebe des Auges oder Ohres für gewisse Formen oder Klänge Rücksicht zu tragen und die ursprüngliche Gestalt desselben, wo immer sie diesen Neigungen zuwidergeht, aufzugeben; nur geschieht es natürlich so langsam und allmälig, dass die Association sich durch die Veränderung hindurch zu erhalten vermag. Die Sprachgeschichte liefert dafür auf jedem Schritt die mannigfachsten Beispiele; und zwar liegen hier, wie angedeutet, die Antriebe theils in der Vorliebe der Stimmorgane theils in der des Gehörs für gewisse Laute und Lautfolgen. In Folge dessen werden starke Laute abgeschwächt, schwache ganz ausgestossen, gewisse Bestandtheile eines Complexes ersetzt, oder durch Einschiebung ganz neuer Mittelglieder auseinandergerückt.

Solche Umgestaltungen traten sicher auch bei den nachahmenden Bezeichnungen der frühesten Zeit ein, sobald durch eine gewisse Gewohnheit das Verständniss auch für sie verbreitet war; am leichtesten in allen Fällen, wo, et-

wa weil es sich um eine metaphorische Anwendung des Zeichens handelte, der nachgeahmte Inhalt der Phantasie nicht mehr oder wenigstens nicht mehr so unmittelbar vorschwebte, und darum der Hang, den Laut zum Echo seiner Bedeutung zu machen, den obengenannten Neigungen in keiner Weise entgegenwirken konnte. In einer Menge von Fällen mochte da die ursprüngliche Aehnlichkeit des Zeichens mit seinem Gegenstand gänzlich verloren gehen, um so mehr, da sie der Natur der Sache nach oft nur unvollkommen war und nur eben ausreichte, um das Verständniss einzuleiten. Derartige Vorgänge weist die Etymologie an manchen Beispielen ursprünglich onomatopoietischer Wörter, die Geschichte der Schrift an dem Schicksal der Bilder, aus denen sie hervorgegangen ist, und die Beobachtung der Taubstummen an dem zahlreicher nachahmenden Geberden nach.[1])

Ein zweites Motiv für äussere Umformung sprachlicher Bezeichnungen ist die Rücksicht auf die Deutlichkeit, geschäftig, theils selbst Veränderungen einzuleiten, theils solche, die auf mechanischem Wege, d. h. ohne Rücksicht auf die Bedeutung eingetreten waren, zu rechtlicher Anerkennung zu bringen. Waren z. B. zwei nachahmende Bezeichnungen für verschiedene Gegenstände einander sehr ähnlich, so dass eine Verwechselung drohte, so war es natürlich, dass man ihr vorzubeugen suchte, indem man die leisen Unterschiede mehr und mehr verschärfte.

War ein Zeichen durch Uebertragung vieldeutig geworden — und dies galt ja von den ersten Bezeichnungs-

---

[1]) Vgl. über die Abkürzung der chinesischen Bilderschrift: Endlicher, Anfangsgründe der chinesischen Grammatik. 1845. S. 5. Ueber die Zusammenziehung der Geberden Scott, The Deaf and Dumb 2. ed. 1870. p. 12.

mitteln in besonderem Masse — so hielt man mechanisch eingetretene Unterschiede in der Aussprache fest und beschränkte, wie es irgend ein für die Bedeutung zufälliges Motiv gerade fügen mochte, die eine Form allmälig auf diesen, die andere auf jenen Bedeutungskreis. [1])

Ebenso häufig mochte es geschehen, dass man zu einem Zeichen, das für sich allein nicht vollkommen verständlich war, ein zweites fügte; und zwar ist hier zweierlei zu unterscheiden. Man konnte neben dem ersten noch ein zweites synonymes anwenden, wie wir das manchmal in der Sprache und auf dem Gebiete der Geberde thun. [2]) In anderen Fällen aber mochte man eine Determination hinzufügen, die der zu erläuternden Bezeichnung nicht gleichbedeutend war, sondern nur als Theil mit ihr zusammenwirkend den Sinn unzweideutiger zu erkennen gab, den anzudeuten dieser allein nur in unbestimmter Weise gelang; wie wenn es z. B. galt, die Handlung und ihr Subjekt und Objekt, was man erst Alles durch denselben nachahmenden Laut ausgedrückt hatte, durch Beifügungen zu ihm verschiedenartig zu kennzeichnen.

---

[1]) Etwas derartiges ist in späterer Zeit oft geschehen, z. B. bei Dinte und Tinte, Beet und Bett. Aus der Geschichte der deutschen Schrift ist bekannt, dass man die beiden Schreibweisen „sein“ und „seyn“, die zuerst ohne Regel, die eine statt der anderen, angewendet wurden, später so beschränkte, dass „sein“ das Hilfszeitwort, „seyn“ das Verbum substantivum bedeutete.

[2]) Auf diese Weise kann auch ein an und für sich nicht deutliches, z. B. äquivokes Zeichen dienen, um ein anderes zu erklären, wie wenn wir z. B. sagen: es reizt mich und zieht mich an. Die chinesische Sprache wendet das Mittel, vieldeutige Synonyma, die nur einen Sinn mit einander gemein haben, zusammenzufügen, sehr ausgedehnt an, um die Vieldeutigkeit ihrer Wörter zu paralysiren. Vgl. Endlicher a. a. O. S. 170 ff. Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. 1860. S. 124.

Dies war ein Anfang zu grammatischer Wortableitung, wovon weiter zu sprechen hier der Ort nicht ist. In beiden Fällen aber — und darauf wollten wir hinweisen — war durch eine solche ergänzende Combination zweier Zeichen mechanischen Umformungen derselben ein weiter Spielraum geöffnet. Das Streben nach Kürze und Bequemlichkeit (in Verbindung mit der Vorliebe für Wohlklang oder Wohlgestalt) führte leicht irgend eine Verschmelzung herbei, in welcher das eine oder andere, wo nicht beide Elemente, unkenntlich wurden.

Alle diese Arten äusseren und inneren Wandels aber, die an der Zerstörung des selbstverständlichen Charakters der ersten Zeichen arbeiteten, waren gerade in diesen frühesten Perioden menschlichen Verkehrs zum Theil, wie im Laufe dieser Darstellung klar geworden sein wird, durch das Bedürfniss mehr als später *gefordert*; durchweg aber wenigstens durch den Mangel entgegenwirkender Kräfte *begünstigt*. Das letztere darum, weil der Verkehr auf einen kleinen Kreis beschränkt war. Denn eine neue Form oder Funktion eines Zeichens wird sich unter sonst gleichen Umständen um so leichter festsetzen, bei je weniger Individuen sie ihre Stellung zu erkämpfen, beziehungsweise etwas Anderes aus seiner Position zu verdrängen hat. Wir sehen darum gewisse barbarische Sprachen, die nur im Kreise weniger Familien gesprochen werden und in keiner Weise durch schriftliche Aufzeichnungen fixirt sind, einem so raschen Wandel unterworfen, dass ein halbes Menschenalter genügt, um ihnen ein ganz neues Aussehen zu geben. —

II. Wir sprachen bisher davon, dass conventionelle Zeichen Verständniss finden konnten, weil sie zuvor unter anderer Form oder Bedeutung selbstverständlich gewesen waren und sich allmälig in der einen oder anderen Be-

ziehung umgewandelt hatten. Und bedenkt man, dass jedes selbstverständliche sich in mehrere conventionelle spalten und auch jedes conventionell gewordene wieder theils für sich allein theils durch Zusammensetzung mit anderen Anhaltspunkt für verschiedene neue Gebilde werden konnte, so wird es begreiflich, wie sich bei einer geringen Zahl anfänglicher Elemente im Laufe der Zeit ein weitläufiges System von Bezeichnungen mit scheinbar willkürlicher Bedeutung aufbauen konnte.

Allein wir sehen im Laufe der Sprachgeschichte auch conventionelle Zeichen in Aufnahme kommen, die ihre Verständlichkeit sicher nicht aus früheren Zuständen ererbt haben, sondern sie bei ihrem ersten Auftreten von begleitenden Erklärungen borgen und dann durch die Kraft der Gewohnheit zu eigen erhalten.

Mittelst absichtlicher Angabe ihrer Bedeutung werden z. B. im Kreise einzelner Wissenschaften und Künste willkürliche Namen eingeführt. Willkürlich nicht in dem Sinne, als ob es jeden Anhaltspunktes entbehrte, warum der eine für diesen der andere für jenen Inhalt gewählt wird. Niemals – soweit unsere Kunde reicht — hat man eine Reihe beliebiger Laute gebildet und sie dann beliebig an eine Reihe von Begriffen ausgetheilt; hat es doch selbst einen Grund, warum man in der Algebra durch a, b u. s. f. die bekannten, durch x, y u. s. f. die unbekannten Grössen symbolisirt. Dagegen ist es nicht immer die Fähigkeit eines Wortes, durch sich das gewünschte Verständniss zu begründen oder auch nur vorzubereiten, was bestimmt, es zu wählen. Man denke hier an manche Namen der Chemie, Botanik, Zoologie und an sonstige technische Bezeichnungen.

Konnte eine solche positive Einführung willkürlicher Zeichen (willkürlich im erwähnten Sinne) nicht in früherer

Zeit schon Statt haben und mit hinwirken auf eine Annäherung der Form des erweiterten Verkehrs an den conventionellen Charakter der Lautsprache?

Ehe man absichtslos in den Gebrauch irgendwelcher (scheinbar) willkürlicher Bezeichnungsmittel gelangt war, lag der Gedanke an eine absichtliche Einführung solcher — wie man zugeben wird — allzufern. Anders, als ursprünglich nachahmende Bezeichnungen die Aehnlichkeit mit ihrer Bedeutung eingebüsst hatten, derart, dass sie willkürlich zu ihr gekommen zu sein schienen. Hier — so könnte einer glauben — müsste das Bewusstsein zur Geltung kommen, dass Gewohnheit jede Aeusserung zum Stellvertreter jedes Gedankens machen kann, und bürgerte man wohl nach dem Muster der bereits gebräuchlichen auch andere in sich nicht verständliche, aber durch andere Vorzüge empfohlene, Zeichen mittelst einer Erklärung ein, die man um ihrer Unbequemlichkeit willen später fallen zu lassen im Plane hatte. Und dies um so mehr, als man doch wohl (wie wir heute noch) eine solche Erklärung von Unbekanntem durch Bekanntes den Kindern gegenüber in Anwendung brachte, um sie zum Verständniss und Gebrauche der Ausdrücke anzuleiten, die auf dem Wege der Umwandlung conventionell geworden waren.

Allein soweit die Sprachbildung Sache des Volkes ist, beobachten wir keine sicheren Beispiele eines solchen Verfahrens; und da wir hier die Analogien zu suchen haben für das, was wir bei den ersten Sprachbildnern voraussetzen dürfen, so müssen wir Bedenken tragen, etwas derartiges bei ihnen anzunehmen. Wo wir im Laufe der Sprachgeschichte eine Wahl von Ausdrucksmitteln sehen, erscheint sie stets dadurch motivirt, dass das gewählte zum Voraus irgendwie die gewünschte Association zu wecken

verspricht.[1]) Zwar ist diese Wahl nicht ängstlich und vornehm; sie begnügt sich mit jeder entfernten Analogie und zufälligen Beziehung, die etwa das Verständniss vermitteln möchte; aber nirgends wird ein offenbar unverständliches Zeichen etwa um sonstiger Vorzüge willen durch Erklärungen eingebürgert.[2]) Am ehesten möchte man in der Einführung gewisser Kinderwörter wie papa, mamá, nana, dada, tata, bibi u. dgl., welche in den verschiedensten voneinander unabhängigen Sprachen vorkommen, und hier Vater, dort Mutter oder Onkel, Amme, Brust, Puppe u. dgl. bedeuten, ein Beispiel dessen sehen, was wir soeben in Abrede stellten. Man nimmt an, dass sie in die Sprache gedrungen sind, indem die älteren Familienglieder sich in der Wahl der Lautzeichen für Gegenstände des kindlichen Gesichtskreises dem schwachen Artikulationsvermögen der Kinder accommodirten und darum solche festhielten, die diese bereits geäussert hatten.[3])

Allein es liegt hier im Einzelnen sicher nicht eine willkürliche Wahl, sondern eine Benützung zufälliger Associationen vor. Mütter und Ammen sind, theils in Folge der Gewohnheit, auf jede Aeusserung des Kindes zu achten,

---

[1]) Dasselbe gilt bei der Ausbildung der Geberdensprache unter den Taubstummen, — eine Analogie, die man ebenfalls anrufen kann.

[2]) Wir sprechen hier bloss von Klassennamen. Willkürliche Eigennamen (für Personen, neuentdeckte Länder, Planeten) sind eine zwar jetzt gewöhnliche, aber anerkanntermassen jüngere Erscheinung, und der Volksmund liebt noch stets bezeichnende von der Art, wie es einst alle waren.

[3]) pa, ma, na, ta, bi u. dgl. sind bekanntlich die leichtesten Artikulationen. Zur Reduplikation führte theils die Lust am Wohlklang, theils das Bestreben, den Laut eindringlicher zu machen. Zum letzteren Zwecke sagen ja auch wir wohl „geh' geh'" u. dgl.

um seine Wünsche zu erfüllen, theils in Folge eines grossen Vertrauens in die Verständigkeit ihrer Lieblinge, geneigt, ihren Lautäusserungen analoge Bedeutungen zu unterlegen, wie sie die meisten unserer Namen haben, also etwa den Hinweis auf bestimmte Personen und Gegenstände der Umgebung, obschon häufig nichts derartiges in der Absicht der Kinder liegt.

Diese zuversichtliche Interpretation, welche in pa, ma u. s. f. den kindlichen Ruf für Vater, Mutter, Amme erblickte, je nachdem es die Situation mit sich brachte, hat diesen Lauten dauernd den einen oder anderen Sinn gesichert.

III. Solche Benutzung von zufälligen Associationen, die nicht durch Absicht des Sprechenden gestiftet sind, muss hier noch besonders als eine Quelle conventioneller Bezeichungen betrachtet werden.

Dass die Volkssprache unverständliche Zeichen mit bewusster Absicht einbürgerte, sehen wir, wie schon bemerkt, nicht. Dagegen kömmt es vor, dass Elementen, die erst bedeutungslos neben ausdrucksvollen Elementen herliefen, allmählig durch den Zusammenhang dieser und durch andere erklärende Umstände eine Bedeutung unterlegt wird und solche Associationen von der Absicht in Dienst genommen werden. Auf diese Weise sind die Unterschiede der Wortstellung bedeutsam, in gewissen Sprachen sogar wichtig geworden; eine Erscheinung, auf die wir im Folgenden noch werden zu sprechen kommen.[1])

[1]) In ähnlicher Weise finden häufig Bedeutungsänderungen, besonders Beschränkungen der Bedeutung Eingang. Wird von mehreren synonymen Namen der eine öfter in diesem, der andere in jenem Zusammenhange gebraucht, so gibt dieser ihrem Sinn rasch irgend eine specielle Färbung, die dann mit Bewusstsein

§ 4.

Von der Entstehung der syntaktischen Bezeichnungsmittel.

Wir haben im Bisherigen zu erklären versucht, wie man zu mannigfaltigen conventionellen Bezeichnungen für Gegenstände der äusseren und inneren Erfahrung gelangen konnte. Allein darin ist die Kunst der menschlichen Sprache nicht beschlossen. Wir äussern, indem wir mit einander sprechen, nicht Laute, die unabhängig von einander und in einförmiger Weise den Gedanken an einen einfacheren oder complicirteren Inhalt erweckten. Unsere Rede stellt sich gewöhnlich als eine Zusammenfügung, als Syntaxe von mehreren Zeichen dar, und dabei haben von den letzteren verschiedenen Werth. Während die einen, die Namen, für sich allein schon in fertiger Weise eine Vorstellung vor die Seele rufen, gibt es andere, wie die Flexionen, Partikeln (oder genauer: die meisten flectirten Wörter und der jeweilige ganze Ausdruck, zu dem die Partikel gehört) [1]), welche nicht selbstständig, sondern nur im Zusammenhang mit anderen etwas bedeuten. Wir nennen sie mitbedeutende. [2]) Auch die verschiedene Ordnung der zusammen-

---

festgehalten wird. Aus diesem Grunde gibt es unter den einfachen Namen so wenig strenge Synonyma.

[1]) So ist z. B. „patris“ oder „ging“, das ganze Wort, oder „um zu lieben“, die ganze Phrase, für sich unverständlich, nichtssagend; Niemand unterhält sich so mit einem Andern. Anders verhält sich's schon bei „amo“, „vergieb“.

[2]) Was wir hier als „Namen“ bezeichnet haben, und was sich offenbar weiter erstreckt als das nomen der Grammatiker, indem es z. B. unter Umständen auch das verbum umfasst, heisst bei den alten Logikern ein „kategorematisches“ Zeichen. Im Gegensatz dazu nennen diese dann einen bloss mitbedeutenden Ausdruck „synkategorematisch“.

gefügten Wörter kann, wo sie bedeutsam ist, natürlich nur in solcher Weise etwas bedeuten helfen. Die Syntaxe nun in diesem allgemeinsten Sinne des Wortes und ebenso die in ihr fungirenden, bloss mitbedeutenden Zeichen haben eine doppelte Aufgabe.

Erstlich bildet die Sprache durch diese Mittel die Ausdrücke für Urtheile, Fragen, Wünsche, Gefühle jeder Art, Entschlüsse etc. Man könnte, da doch offenbar nicht die Erweckung blosser Vorstellungen, sondern gerade die Mittheilung von Urtheilen, Gefühlen etc. der erste und wichtigste Zweck der Rede ist, es für einen Augenblick misslich und unpraktisch finden, dass nicht für diese Functionen auch die elementarsten Zeichen angewandt werden. Allein man wird sofort das Zweckmässige der von der Sprache in Wirklichkeit befolgten Methode erkennen, wenn man bedenkt, dass alle Urtheile, Wünsche etc. Vorstellungen voraussetzen und einschliessen. Hätten wir nun für eine bestimmte Frage, wie wir sie z. B. jetzt durch die Worte: „gibt es einen goldenen Berg?“ ausdrücken, ein einfaches Zeichen, so würden wir für die darin enthaltenen Vorstellungen eigene davon unterschiedene Zeichen nöthig haben; und die Zahl der Zeichen müsste dann unabsehbar wachsen. So aber, wo das System der für sich etwas bedeutenden elementaren Zeichen zunächst nur Vorstellungen ausdrückt, brauchen wir nur noch eine Reihe von Ergänzungsformeln (wie „es gibt“, „möchte ... sein“) oder sonstigen Mitteln, durch welche angedeutet wird, dass ein Urtheil, eine Frage auf jene Vorstellungsinhalte sich bezieht [1]). Es ist klar, dass diese hinzukommenden Zeichen bloss mitbedeutende

[1]) Es verdient — im Hinblick auf eine unter den Logikern häufig ventilirte Frage — bemerkt zu werden, dass die Befehls-, Wunsch-, Frageformeln u. dgl. nicht Aussagen sind, obschon sie sich sämmtlich durch Aussagen umschreiben lassen; sondern dass, wie

sein können, weil es eben kein Urtheil etc. gibt, ohne eine Vorstellung, also das Zeichen für diese jedenfalls mit dabei sein muss.

Allein auch was die Vorstellungsinhalte selbst betrifft, ist es für die Einfachheit und Ersparniss im sprachlichen Ausdruck sehr vortheilhaft, dass nicht für jeden von ihnen ein besonderer einfacher Name gebildet wurde. Die Sprache baut zweckmässig für eine Menge zusammengesetzter Inhalte auch zusammengesetzte Namen [1]) auf aus Bezeichnungen, die sonst für sich allein einzelne Bestandtheile jener Inhalte zu benennen dienen, und neben ihnen fungiren auch wieder — hier zum Ausdruck der reinen Vorstellung beitragend — bloss mitbedeutende Zeichen von der oben erwähnten Art, die den Sinn der übrigen ergänzen oder modificiren, so dass er sich dem Hörer zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft.

Wie konnte man nun zu solch syntaktischer Bezeichnungsweise und zum verständlichen Gebrauch von bloss mitbedeutenden Zeichen gelangen?

I. Indem wir zuerst bei dem zuletzt erwähnten gegliederten Vorstellungsausdruck stehen bleiben, bedarf es kaum der Bemerkung, dass manche zusammengesetzte Vorstellungsinhalte, die später eine syntaktische, vielleicht so-

---

die Aussage direkt das bejahende oder verneinende Urtheil über einen Inhalt zu erkennen gibt, jene Ausdrücke ebenso direct eine darauf bezügliche Frage oder Emotion kundthun.

[1]) Wir nennen der Consequenz halber — abermals ein Unterschied vom Gebrauch der Grammatiker — „zusammengesetzten Namen“ jeden Ausdruck, der sowohl selbständige als mitbedeutende Bestandtheile enthält, so lang er nur den Inhalt einer Vorstellung und nicht ein Urtheil etc. bezeichnet, z. B. „der Erzieher Alexanders des Grossen“ oder „ein Taglöhner, welcher zwölf Kinder und kein Geld hat.“

gar weitschichtig entfaltete, Bezeichnung erhielten, gewiss auch schon irgendwie bezeichnet wurden, ehe man Alles das konnte. Damals bezeichnete man sie eben durch Ein Zeichen; aber freilich auch nicht durch ein ihnen ausschliesslich gewidmetes. Für die Vorstellung z. B., die wir jetzt durch den zusammengesetzten Namen „mit dem Stock schlagen" ausdrücken, diente wohl einst Ein einfaches Wort, das nebenbei auch den „Stock" schlechtweg und „einen Stock halten", „sich auf einen Stock stützen" u. dgl. bedeutete.[1]) Oder, um an unsere früheren Erörterungen anzuknüpfen: die Nachahmung einer Erscheinung der äusseren oder inneren Welt, z. B. eines Tones in der äusseren Natur, war das gemeinschaftliche Zeichen für eine ganze Reihe von Erscheinungen, wozu er nur in irgend einer Weise mitgehörte oder in Beziehung stand, für den Vorgang seiner Erzeugung und die dabei thätigen und leidenden Gegenstände u. s. f. Es war dies ein ähnliches, nur viel weiter ausgedehntes Verfahren wie das, welches wir noch einschlagen, indem wir das Wort „gesund", das zunächst einen gewissen Zustand unseres Organismus bezeichnet, auf die Gesichtsfarbe, auf Speisen, auf eine Gegend anwenden.

Indem aber so eine Bezeichnung von einem Gegenstand auf vieles Andere übertragen wurde, was zu ihm in irgendwelcher Beziehung stand, war ihr Sinn im einzelnen Falle schwieriger zu erkennen, und das Interesse der Deutlichkeit verlangte Abhilfe. Man fügte, von der Gewohnheit, unter ähnlichen Umständen zu ähnlichen Mitteln zu greifen, geleitet, einen zweiten sonst selbstständigen Ausdruck hinzu,

[1]) Noch früher suchte man wohl denselben Gedanken durch eine den ganzen Vorgang darstellende Geberde oder auch bloss durch Zeigen des Stockes zu erwecken. Wir nehmen aber hier und im Folgenden die Beispiele von Lautbezeichnungen her, weil die Lautsprache allein zu syntaktischer Ausbildung gelangt ist.

welcher jene Beziehung direkt oder indirekt kennzeichnen konnte. Man setzte also, um ein einfaches typisches Beispiel vor uns zu haben, wenn zuerst ein Wort mit der Bedeutung „hüten“ (in der indogermanischen Ursprache pa) auch in Fällen gedient hatte, wo wir „Hüter“ gebrauchen, später bei dieser Verwendung desselben ein Wörtchen wie „dieser“, „der“, „er“ (in der indogermanischen Ursprache ta) hinzu, um sie von der ersteren zu unterscheiden. So war die Bedeutungslast, die pa zuerst allein getragen, auf zwei Ausdrücke vertheilt, die aber hier nach der Intention des Sprechenden Ein einheitliches Zeichen sein, also ihre selbstständige Bedeutung verlieren sollten. Für den Hörer freilich hatten die beiden Zeichen die intendirte neue Kraft nicht ohne weiteres. Ihm waren dadurch für's erste nur zwei scheinbar unabhängige und gleichwerthige Bilder geboten. Der Zusammenhang jedoch, der auch in der ausgebildetsten Sprache nie alle Wichtigkeit verliert, musste schnell auch für den Hörer den vom Sprecher gewünschten einheitlichen Sinn hineininterpretiren. Man unterlegte beiden Zeichen diese Bedeutung, weil sie entweder überhaupt oder in Uebereinstimmung mit erklärenden Geberden und Handlungen und der gesammten Situation nur diese Auslegung zuliessen.

Aehnliches geschah in anderen Fällen. Für den Gedanken „im Hause“ z. B. diente wohl zuerst eine hinweisende Geberde, und wenn man ein Lautzeichen anwenden wollte, etwa ein solches, das sonst auch „Haus“ schlechtweg bedeutete. Später differenzirte man beide Gebrauchsweisen, indem man in dem Falle, wo „Haus“ etwas zum Hause in Beziehung stehendes (die Orte innerhalb seiner Mauern) bezeichnete, ein Zeichen hinzufügte, welches jene Beziehung irgendwie anzudeuten versprach. Man sagte also etwa, wie heute noch der Chinese, „Haus Inneres“ oder „Haus

Mitte“ [1]), und wieder hatte der Zusammenhang beiden Wörtern einen einheitlichen Sinn zu unterlegen und sie zu einer bloss mitbedeutenden Funktion herabzudrücken.

Wir sagen von beiden Wörtern, dass sie ihre selbstständige Bedeutung einbüssten, denn dies heisst nichts Anderes, als dass sie zu einem Theilausdruck gemacht wurden, der nur in Verbindung mit anderen die Idee des Sprechenden wiedergab; wir müssen darum Zeichen, die irgendwo zum Ausdruck einer Vorstellung zusammenwirken, eben für diesen Fall stets alle mitbedeutend nennen. Doch besteht ein gewisser Unterschied. Gewisse Bestandtheile zusammengesetzter Namen können nebenbei auch für sich allein gebraucht werden, und wenn sie dann einen Theil von dem bezeichnen, was der zusammengesetzte Ausdruck, zu dem sie jetzt beitragen, darstellt, so erscheinen sie auch hier (wo sie als Theilausdruck dienen) im Vergleich zu anderen Elementen wenigstens in gewissem Masse als selbständig bedeutend. Das gilt z. B. in der Verbindung „weisses Pferd“ sowohl von „weiss“ als von „Pferd“, bei „durchgehen“ von „gehen“ aber nicht von „durch“, bei „königlich“ und „im Hause“ dagegen von keinem der Bestandtheile. Diese und noch so viele andere Redetheile der ausgebildeten Sprache können entweder gar nicht für sich allein gebraucht werden oder wenn sie es können, so ist die Bedeutung, die ihnen dann zukommt, auch nicht einmal theilweise identisch mit derjenigen, die sie als Theilausdruck beanspruchen, sondern steht zu ihr bloss in einer gewissen Beziehung, ähnlich wie die Bedeutung von „gesund“, wenn es für die Gegend, zu seiner Bedeutung, wenn es für den Körper angewendet wird.

---

[1]) Endlicher, Grundzüge der chinesischen Grammatik S. 216.

Kehren wir zu unserem Gedankengang zurück. Hatte der Zusammenhang einer Combination wie „König lich“ oder „Haus Inneres“ einmal einen einheitlichen Sinn unterlegt, so festigte öftere Wiederholung ihr denselben für immer und führte dazu, dass man sich in anderen Fällen durch analoge Zusammenfügungen behalf. Es war eine syntaktische Gewohnheit entstanden. Später fügten sich auch zu dem primären Sinn eines solchen zusammengesetzten Ausdrucks mancherlei metaphorische Bedeutungen, z. B. zu der Bezeichnung örtlicher und zeitlicher Verhältnisse der Hinweis auf übersinnliche Beziehungen, die jenen Verhältnissen ähnlich erschienen. (Man denke an die vielen Bedeutungen von „in“, wie z. B. ich trage in mir den Gedanken — das ist in meiner Macht — die Wahrheit besteht in Folgendem — machen Sie mir das Bild in der Grösse u. s. w.) Statt die so dem Sinne nach verschmolzenen Zeichen lautlich auseinanderzuhalten, konnte man sie auch zusammensprechen; und in der Folge geschah es häufig, dass sie allmälich auch der Form nach verschmolzen, wobei natürlich der Unterschied ihrer Wichtigkeit dahin wirkte, dass das bloss zur Determination oder Modifikation des anderen herbeigerufene ob seiner untergeordneten Stellung zuerst den Ton verlor, dann auch die grössere Einbusse an seiner früheren Gestalt erlitt. So müssen wir uns die Präfixe und die Suffixe und die Flexionen und Umlautungen entstanden denken. Die letzteren sind, wie die historische Grammatik in vielen Fällen nachgewiesen hat, nach festen Lautgesetzen eingetretene Wirkungen von Anbildungen. Zuweilen sind aber die letzteren nicht bloss zu einer s. g. Endung verkümmert sondern gänzlich weggefallen, so dass bloss der Umlaut in der Hauptwurzel als Spur der früheren Zusammensetzung zurückblieb.

Die Verkümmerung der determinirenden Wortelemente trug, indem sie die Erinnerung an deren Herkunft verwischte, dazu bei, sie für ihre neue Stellung geschickt zu machen.

Die ursprüngliche Bedeutung der zur Determination oder Modifikation anderer herbeigezogenen Wörter konnte aber auch dann vergessen werden, wenn sie isolirt blieben. Es geschah dies um so leichter, je weiter ihre unselbstständige Funktion von der selbstständigen ablag und je mehr dieser Unterschied gefühlt wurde.

Man wurde dadurch veranlasst, die selbstständige Verwendung fallen zu lassen; oder wenn das nicht geschah, führte die Schwächung des Gefühls für die Verwandtschaft beider Bedeutungen dazu, dass das Zeichen in den Fällen, wo es als unselbstständiger Ausdruck diente, irgend eine Abkürzung oder sonstige Formveränderung erfuhr. Diese Umformung tilgte die Erinnerung an seinen Ursprung vollends[1]), und man hatte ein Wort von der Art wie unsere Partikeln „in", „mit" u. dgl. vor sich.

Noch ein dem Vorstellungsausdruck dienendes syntaktisches Bezeichnungsmittel ist bis jetzt unerwähnt geblieben, nämlich die Unterschiede der Wortstellung. Entstanden die Partikeln und Flexionen, indem man sich von der Association des Aehnlichen leiten liess und mit einer kindlichen Kühnheit der Metapher, die wir aber überall treffen, wo die Unterscheidungskraft gering ist, ursprünglich selbstständige Zeichen zur Ergänzung oder Beschränkung anderer verwendete, so haben wir dagegen an der Verwendung der Stellung eine Benützung zufälliger Associationen.

Indem man mehrere Zeichen zusammenfügte und in anfänglich roher Weise als einheitlichen Ausdruck verwen-

[1]) War dies eingetreten, so begünstigte es wieder seine Verwendung zur Bezeichnung von Beziehungen, die sehr weit von seiner ursprünglichen Bedeutung ablagen.

dete, folgte man in der Ordnung ihrer Zusammenstellung (wie wir es auch heute noch bei den Taubstummen sehen[1]) im Allgemeinen dem natürlichen Gefühl für ihre verschiedene Wichtigkeit. In Folge dessen kehrten gleiche und analoge Stellungen in verschiedenen Fällen wieder. Aber auch wo der Unterschied der Wichtigkeit zu unkräftig war, um den Ausschlag zu geben, und zu einer beliebigen Ordnung gegriffen wurde, gewann man rasch eine Neigung, die einmal gewählte gewohnheitsmässig zu wiederholen und nachzubilden. An solche wiederkehrende Stellungen nun konnten sich Associationen knüpfen — das vorausgehende Wort erschien z. B. als das nachfolgende in einer bestimmten Weise ergänzend oder modifizirend, oder umgekehrt (vgl. Ballspiel, Spielball u. dgl.) — nur war darin freilich keine allzu grosse Auswahl unterschiedlicher Zeichen geboten. Am ausgedehntesten hat die chinesische Sprache die Unterschiede der Stellung benutzt.[2]) In anderen Sprachen, z. B. im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen, welche einen grossen Reichthum von Flexionen ausgebildet haben, herrscht im Gegentheile ausserordentliche Freiheit in der Wort-Fügung.[3]) —

---

[1]) Vgl. Schmalz, Ueber die Taubstummen, 1848, bei Steinthal, „Ueber die Sprache der Taubstummen" in Prutz' Deutschem Museum 1851, Januar bis Juni, S. 922.

[2]) Vgl. Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des menschlichen Sprachbaues, 1860, S. 115 ff.

[3]) In den Töchtersprachen des Lateinischen, z. B. im Französischen, wo die Flexionen, die auch aus der Ferne aufeinander und auf die Zusammengehörigkeit der bezüglichen Wörter hindeuten, und darum in beliebiger Stellung ihre Wirkung nicht verfehlen, zum Theil weggefallen sind, erscheinen wieder manche Bedeutungsunterschiede an feste Stellungen geknüpft.

II. Wir kommen zur Frage nach der Entstehung der Bezeichnungsmittel, welche den Ausdruck der Vorstellungen zum Ausdrucke eines bejahenden oder verneinenden Urtheils oder eines Befehls, einer Frage ergänzen; beschränken aber unsere Andeutungen bloss auf die Zeichen für das Urtheil. Erstlich nämlich sieht man sogleich, dass die Entstehung der Befehls-Frage-Wunsch-Formel u. dgl. analog zu denken ist wie die der Aussage-Formel, so dass, was wir über diese sagen können, auch auf jene Licht wirft. Sodann aber sind die Ausdrücke, von denen wir abzusehen gedenken, auch von weit geringerer Wichtigkeit. Sie lassen sich meistens durch wenig complicirte Aussagen umschreiben und die Sprache greift in der That oft, wo sie ein Gefühl oder Begehren kundzugeben hat, zu dieser Auskunft. Es wäre unfruchtbar ja unmöglich gewesen, für alle verschiedenen Emotionen, alle Nuancen des Begehrens und Widerwillens, die man in Bezug auf einen Gegenstand hegen kann, besondere Formeln zu schaffen. Bleiben wir also bei den besonderen Zeichen für das Urtheil allein einen Augenblick stehen.

Wir betonen „besonderen". Denn wie wir von der gegliederten Vorstellungsbezeichnung bemerkten, dass durch sie complicirte Inhalte nicht überhaupt erst zum Ausdruck, sondern (wenigstens zum Theil) bloss zu bestimmterem Ausdruck kamen, so gilt hier, dass durch die Aussageformeln das Urtheil nicht überhaupt erst eine Bezeichnung, wohl aber eine von der Vorstellung gesonderte Bezeichnung fand. Die ersten sprachlichen Bezeichnungen, z. B. die Nachahmung eines Lautes aus der Thierwelt oder dgl. waren, wie schon zu Anfang angedeutet wurde, weit entfernt, reine Vorstellungszeichen zu sein, obschon sie äusserlich unseren einfachen Namen mehr als den meisten Aussagen glichen; sie sollten vielmehr in frühester Zeit wohl eine auf den nachgeahmten Gegenstand bezügliche Begierde oder ein Ge-

fühl[1]), dann auch ein blosses Urtheil über sein Dasein kundgeben. Wollte man nun später das negative Urtheil, dass der Gegenstand nicht mehr vorhanden sei, zu erkennen geben, so wirkte die Gewohnheit dahin, dass man auch jetzt das Zeichen äusserte, welches früher die Wirkung gehabt hatte, den Gedanken an ihn zu wecken. Man war aber genöthigt, etwas hinzuzufügen, was die gegenwärtige von der früheren Mittheilung unterschied, und ergriff wohl, an irgend eine gegebene Association anlehnend, dafür ein Zeichen, welches etwas mit der Nichtexistenz des Gegenstandes in regelmässigem Zusammenhang Stehendes, z. B. eine Ursache oder Folge davon zu erkennen gab. Taubstumme drücken Einsicht oder Verständniss dadurch aus, dass sie an die Stirne zeigen und Freude äussern, Nichtwissen dadurch, dass sie dieselbe Geberde mit trauriger Miene begleiten; bringt ja das Verstehen Freude, die Unklarheit Unlust.

Auch gibt man wohl das verneinende Urtheil kund, indem man sich stellt, als ob man seinen Gegenstand suche, oder man ahmt die Fortbewegung desselben, also im ersten Fall eine Folge, im zweiten eine Ursache der Nichtexistenz nach. Setzte sich aber ein Zeichen für das verneinende Urtheil fest, so sank damit dasjenige, welches früher das bejahende mit der zu Grunde liegenden Vorstellung zusammen bezeichnet hatte, zum blossen Vorstellungsausdruck herab, und man war genöthigt, auch für die Bejahung eine besondere Bezeichnung zu bilden, was in analoger Weise wie vorhin geschehen konnte. Die Sprachen nehmen die Zeichen, welche die Namen zum Ausdruck des affirmativen Urtheils ergänzen, in der That von demonstrativen Wurzeln,

---

[1]) Diese Funktion hat ja auch der Ruf Wasser oder dgl. im Munde des Kindes.

welche das Verhältniss des beurtheilten Gegenstandes zum Redenden bezeichnen, oder auch von Ausdrücken für Athmen u. dgl. und für andere Umstände her, die als Ursache oder Folge mit der Anerkennung seiner Existenz zusammenhängen.

Diese Ausdrucksmittel für das Urtheil konnten nun natürlich auch mit dem Ausdruck für die Vorstellungen [1]) zusammengesetzt und verschmolzen werden; auch konnte die Stellung eine auf die Kundgabe des Urtheils bezügliche Funktion erhalten.

III. Das Vorausgehende lässt die Möglichkeit erkennen, wie, indem man mehrere selbstständige Zeichen zu Einem Vorstellungsausdruck oder Namen und weiterhin zu einem einheitlichen Ausdruck für das darauf bezügliche Urtheil oder zum Satze zusammenstellte, die bloss mitbedeutenden Redebestandtheile und die verschiedenwerthigen Wortkategorien, welche die Grammatiker in den Sprachen zusammenstellen, entstehen konnten. [2]) Die weitere Ausbildung der

---

[1]) Wir bemerken, dass nun auch dieser, indem er im Satze zum Ausdruck eines Urtheils beiträgt, nur mitbedeutend ist. Der Satz ist Ein Ausdruck; seine Theile sind alle mitbedeutend, so lange wenigstens, als sie in dieser Stellung verharren.

[2]) Dass Ableitungsformen, wie die, welche zur Bildung von Substantiven, Adjectiven u. dgl. verwendet werden, und überhaupt Formen, die zur Andeutung von vorzugsweise sog. grammatischen Unterscheidungen dienen, sich erst spät und allmälich aus Bezeichnungsmitteln für sehr greifbare Bedeutungsunterschiede entwickelten, hat namentlich Geiger sehr eindringlich betont. Er sagt darüber (Ursprung der Sprache, Seite 75): „Bei etwas tieferem Eindringen bemerken wir, dass rein grammatische Unterscheidungen erst sekundär sind und sich spät und langsam aus einer Masse ganz anderer Classifikationen klären und sondern. Der indogermanische Sprachstamm hat eine Kategorie von Verwandtschaftsnamen, wozu

Syntaxe und deren jeweilige Motive zu erforschen, muss der historischen Betrachtung der einzelnen Sprachen und Sprachfamilien überlassen bleiben. Doch tritt uns mit Bezug auf sie noch eine Frage von so allgemeiner Natur entgegen, dass wir sie, ohne eine Lücke zu lassen, nicht übergehen können[1]:

Mehrfache Wege für die Gewinnung syntaktischer Ausdrucksmittel lagen offen: wie konnte sich dabei ein einheitlicher Stil der syntaktischen Bezeichnung, wie ihn doch bis zu einem erheblichen Grad jede Sprache zeigt, Bahn brechen[2]? Ist nicht zu erwarten, dass im Laufe der Zeit der eine

---

Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter, das lateinische levir (Schwager, als Bruder des Gatten) u. A. gehören, und die älter ist, als manche grammatische Kategorie. Die Frage, ob etwas essbar ist oder nicht, oder auch ob es nass oder trocken, findet auf weit älteren Stufen ihre Berücksichtigung in der Wortbildung und Grammatik, als ob es ein Substantiv oder Adjectiv, ein Singular oder ein Plural ist. Andererseits haben unsere Sprachen noch heute einige wenige Spuren aus einer Zeit aufzuweisen, wo die Begriffsverschiedenheit, die wir durch grammatische Flexion ausdrücken, noch nicht scharf von der wurzelhaften gesondert war, die wir durch ganz verschiedene, nicht mit einander verwandte Laute getrennt erhalten. Es gibt z. B. eine Reihe Adjectiva, die in den indogermanischen Sprachen unregelmässig gesteigert werden, namentlich gut, besser, bonus, melior... Aehnlich verhält es sich z. B. mit ich bin und ich war u. s. f.“

[1]) Vgl. zum Folg. Lotze, Mikrokosmus, 2. Aufl. III. Band, S. 63 ff.

[2]) In den Kreisen des extremen Nativismus hat man die Sprachen mit Bezug auf diesen einheitlichen grammatischen Bau mit Vorliebe den Organismen verglichen und glaubte durch die Annahme, dass sie der Wirksamkeit eines dem gesammten Volke angeborenen Instinktes entstamme, neben anderem auch ihn zu erklären.

auf dieses, der andere auf jenes Mittel verfiel und so der gesammte grammatische Apparat einer Sprache eine grosse Zusammenhangslosigkeit aufweisen müsste? Und dies um so mehr, da eine ausgebildete Grammatik, wenn sie nicht das Resultat einer scharfsinnigen Berechnung ist sondern vieler sich gegenseitig verbessernder Versuche, nur durch das Zusammenwirken einer grossen und durch lange Zeiten thätigen Menschenmenge zu Stande kommen konnte.

Die Frage, wie ein syntaktisches Ausdrucksmittel zu allgemeiner Verwendung gelangte, ist im Wesentlichen analog der Frage, wie ein einfacher Name diese Stellung gewann, trotzdem man, an andere Züge seines Gegenstandes anknüpfend, noch viele synonyme verständliche Benennungen bilden konnte, die gleiches Recht hatten, in den Sprachschatz aufgenommen zu werden. Die sogen. Formen und Formwörter kommen ja darin mit den Namen überein, dass sie Zeichen von bestimmter Bedeutung sind, und nur das kommt hier in Betracht; dass die letztere unselbstständig ist, ist irrelevant.

Doch, könnte einer einwenden, die ebenerwähnte Frage, wie eine syntaktische Form als Bezeichnungsmittel von bestimmter Kraft allgemeine Anerkennung fand, ist nicht identisch mit der Frage nach der Entstehung eines einheitlichen grammatischen Sprachbaues; denn die letztere forscht nicht nach der Einbürgerung eines einzelnen, sondern nach dem Ursprung der Harmonie aller syntaktischen Mittel einer Sprache. — Allein das kommt bei näherem Zusehen doch auf dasselbe hinaus. Denn was ist diese Harmonie Anderes als eine Einheitlichkeit des Kunstgriffs oder der Methode in der Bezeichnung? Und wenn z. B. die eine Sprache folgerecht durch Wendungen mit Präpositionen bezeichnet, was die andere durch Flexionen ausdrückt, so

ist dies zwar nicht ein einheitlicher Ausdruck, aber doch ein einheitliches Ausdrucksmittel zu nennen, und seine allgemeine Anerkennung erklärt sich aus ähnlichen Gründen, wie die Uebereinstimmung in der Anwendung eines einzelnen Ausdrucks.

Die Erklärung davon, wie eine einheitliche Methode grammatischer Bezeichnung in einer Sprache Platz greifen konnte, trotzdem die Wahl unter mehreren offen stand, ist also doch mit gutem Grund analog zu nennen dem Nachweis, wie ein Name zu allgemeiner Verwendung kam, während viele synonyme möglich waren. Weil aber eine grammatische Methode ein Bezeichnungsmittel von besonders umfassender Anwendung genannt werden muss und eine lange Zeit zu ihrer allseitigen Ausbildung erheischte — zwei Umstände, um deren willen ihre allgemeine Anerkennung besonders oft und lange in Frage gestellt war — haben wir an der ersteren Aufgabe die interessanteste, aber auch schwierigste Form des allgemeinen Problems vor uns, das darum in dieser Form besondere Erwägung heischt.

Für den Versuch der Lösung nun wird es vortheilhaft sein, wenn wir die Aufgabe in zwei Bestandtheile scheiden, indem wir zunächst fragen: wie sich die Einheitlichkeit des grammatischen Stils erklären würde, wenn ein einzelner Mensch oder — da der Einsame keinen Anlass zur Sprachbildung hat — zwei gleich organisirte und unter denselben Einflüssen befindliche die Sprache gebildet hätten. Hierauf ist die Antwort nicht schwer.

Wie Association und Gewohnheit in Bezug auf einen einfachen Namen seinen Erfinder bestimmten, ihn, wenn er einmal als Zeichen für eine Vorstellung Verständniss gefunden und sich mit ihr verknüpft hatte, bei wiederkehrender Gelegenheit abermals in gleichem und analogem Sinne zu gebrauchen: so führten sie ihn dazu, einen syntaktischen

Ausdruck und weiterhin eine Methode syntaktischer Bezeichnung, die sich einmal brauchbar erwiesen hatten, wieder anzuwenden, so weit sie sich so zu bewähren versprachen. Dieselbe Wirkung der Gewohnheit ist sehr deutlich bei den Kindern zu beobachten, die, nachdem sie einzelne Beispiele von Flexionen gehört, sofort alle Verba oder Nomina analog behandeln.

Wie geschah es aber, und dies ist unsere zweite Frage, dass, indem eine Vielheit von Menschen zur Sprachbildung beitrug, dies doch kein Hinderniss wurde dafür, dass im Grossen und Ganzen die Einheit des syntaktischen Baues erhalten blieb?

1. kann man hier darauf hinweisen, dass Vieles, was auf eine gleichförmige Sprachbildung hinwirkt, in dem sich fortpflanzenden und Jedem angeborenen allgemeinen Naturell eines Volkes gegeben ist, oder als Resultat gemeinsamer und fortdauernder Beeinflussung durch dieselben Umstände sich bei jedem Glied des Volkes in ähnlicher Weise entwickelt. Es gehören dahin besondere Vorzüge und Mängel der Stimmorgane, Eigenthümlichkeiten in der Richtung der Phantasie und Auffassung der Dinge, Empfänglichkeit für Neues oder conservativer Sinn. Aehnlich bringen ja gleiche angeborene Dispositionen und die gemeinsamen Einflüsse, die ein Volk treffen, auch Gleichheit der Sitten, der Moden, des Kunstgeschmacks u. dgl. hervor.

2. Diese Uebereinstimmung in der Sprachbildung geht freilich nicht so weit, dass nicht verschiedene Individuen Verschiedenes erzeugen oder erzeugen würden, falls nicht andere Umstände es hinderten: aber solche Umstände, die die Verschiedenheit theils am Aufkommen hindern, theils, wo sie entstanden ist, wieder verdrängen, führt der lebendige gegenseitige Verkehr mit sich. So lange eine sprachbil-

dende Genossenschaft in Zusammenhang und Verkehr bleibt[1]), steht, was Einer Brauchbares erzeugt, auch allen Anderen zur Verfügung. Jeder gewinnt Erfahrung und Verständniss davon und wird es sich, falls er nicht bereits einen entsprechenden Besitz innehat, aus naheliegenden Gründen durch Nachahmung aneignen.

Haben mehrere unabhängig von einander für dasselbe Bedürfniss Abhilfe geschaffen, und sind dadurch, wie synonyme Namen, auch synonyme syntaktische Bezeichnungen und synonyme syntaktische Methoden entstanden, so konnten sie sich, indem alle Verständniss und abwechselnd Anwendung fanden, an einander messen; und das Brauchbarere gewann naturgemäss allmälig die Oberhand. Dies konnte freilich in verschiedenem Grade geschehen, und darum sehen wir neben Sprachen, welche ziemlich treu eine Methode ausbeuten (wie altaische und amerikanische), andere, welche unterschiedlich bald dieser, bald jener sich bedienen. Zwar sind auch hier völlig synonyme Formen und Wendungen selten; aber es ist zu vermuthen, dass sie anfänglich zahlreicher waren und erst später allmälig verwendet wurden, um leisere Bedeutungsunterschiede zu schattiren, ähnlich wie von ursprünglich synonymen Namen gewöhnlich der eine für diesen, der andere für jenen Zusammenhang den Vorzug erhält. Indessen ist zu erwarten, dass im Laufe der Zeit überall die beste Methode, diejenige, welche Bestimmtheit des Ausdrucks mit Einfachheit gepaart, worauf alle Syntaxe abzielt, am vollkommensten zu gewähren vermag, den Sieg davon tragen wird[2]). Langsam aber sicher

---

[1]) Wo dieser aufhört oder zu lose wird, da geht die Sprache in Dialekte auseinander.

[2]) Geführt von diesem Streben nach grösstmöglicher Beweglichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks sehen wir die Sprachen

wird sie ihre Herrschaft ausbreiten und alle anderen Behelfe zum Schwinden bringen.

Die „beste", sagten wir; doch gilt dies bloss relativ, im Vergleich mit den anderen Methoden, wofür sich in einer Sprache irgendwelche Keime neben einander oder aus einander entwickelt haben, ehe die Gesellschaft, die sich an der Sprachbildung betheiligte, sehr zahlreich geworden war. Etwas völlig Neues bricht sich in grossen Kreisen schwer Bahn, und der schlechtere Usus erhält unter solchen Umständen den Vorzug wegen der Uebelstände, die sich an den Versuch einer Umwälzung knüpfen. Das Duodecimalsystem z. B. wird trotz seiner Vorzüge schwerlich je das wegen der Zehnzahl der Finger näherliegende und darum zur Weltherrschaft gelangte Decimalsystem verdrängen. Kam also ein gewisser syntaktischer Kunstgriff in einer Sprache nicht auf, ehe eine grosse Menschenmenge an ihr Theil nahm, so kann ihm trotz entscheidender Vorzüge der Zugang verschlossen bleiben; und wir sehen in der That in manchen Sprachen eine im Vergleich zu den Mitteln anderer Sprachen unvollkommenere Methode mit der ganzen Zähigkeit einer eingewurzelten Gewohnheit sich entfalten, ohne dass sie auch nur durch Anfänge von etwas Besserem in ihrer Herrschaft angefochten würde. Ein frappantes Beispiel dafür bietet die chinesische Sprache, welche die Mittel der syntaktischen Determination mühsam den Unterschieden der Stellung und der Verwendung isolirter Partikeln abgewinnt und keinerlei Zusammensetzungen, Flexionen und dergl. bildet.

---

auch eine sehr ausgebildete Methode verlassend an Rudimente einer früheren anknüpfen und sie in vortheilhafterer Form wieder zu ausgedehnter Verwendung bringen.

3. Dies führt uns zu einer letzten Bemerkung. Solche Sprachbauten, wie der chinesische[1]), barmanische u. a. scheinen darauf hinzudeuten, dass ganz allgemein gesprochen von Anfang überhaupt nur wenige syntaktische Methoden nahelagen und ihre Zahl erst später wuchs. Das Erste scheint Benutzung isolirter Determinationen und der Stellung gewesen zu sein; in der Folge erst wäre man zu Zusammensetzungen, Präfixen und Suffixen gekommen, woraus sich dann unter Mitwirkung lautlicher und akustischer Neigungen Flexionen und Umlautungen entwickelten.

Dass die eine Sprache zu alledem fortging und so wiederholt durchgreifende Umgestaltungen ihres syntaktischen Baues erfuhr (wobei wohl auch Rudimente früherer Stufen zurückblieben), eine andere bei einer früheren Form verharrte, würde sich, wie bereits flüchtig angedeutet wurde, daraus erklären, dass die erstere sich länger in beschränktem Kreise entwickelte, an der letzteren bald eine grosse Menge von Menschen Theil nahm, was sie frühe für Neuerungen unempfänglich machte. Der ebenerwähnte Fall trat ein, wo eine zum Stamm und Volke sich erweiternde Familie in einheitlicher Verbindung blieb; der vorhergenannte, wo die Brüder immer wieder längere Zeit getrennt lebten (wie wir noch aus sehr später Zeit von Abraham und Lot hören). Etwas dieser Zersplitterung der Familie Aehnliches und von analogen Folgen für die Sprachentwicklung war die Ablösung kleinerer Theile eines Volkes zur Gründung von Kolonien. Man beobachtet in der Geschichte durchweg, dass in

---

[1]) Ob Untersuchungen in der Richtung, wie sie Lepsius in der Abhandlung: Ueber die Umschrift und Lautverhältnisse einiger hinterasiatischer Sprachen (in den Abhandlungen der kgl. Akademie, Berlin 1861) angestellt hat, etwas Entscheidendes gegen die obige Annahme sub 3 ergeben, wird abzuwarten sein.

den Kolonien eine weit grössere Tendenz nach Neuerungen und Beweglichkeit in den gemeinsamen Unternehmungen herrscht als im Mutterlande, was zum Theil wieder mit der grösseren Beschränktheit des einen Kreises zusammenhängt. Sicher gewann in ihnen auch die Sprache eine erhöhte Entwicklungsfähigkeit.

Doch überlassen wir dies dem Urtheil und den eingehenden Untersuchungen der historischen Sprachforschung.

Wir fanden, um das Resultat unserer Betrachtung über den zuletzt behandelten Fragepunkt zusammenzufassen, vorzüglich zwei Kräfte, die auf Einheit im Sprachbau hinwirken mussten. Vorab war Gewohnheit und, was ja eigentlich darunter befasst ist, Uebertragung auf analoge Fälle thätig. Sie wurde aber ergänzt durch das Gesetz, dass, wo mehrere Gewohnheiten coexistiren, die brauchbarere mehr und mehr ihre Herrschaft ausdehnt und schliesslich allein das Feld behauptet. Nimmt man noch den Umstand hinzu, dass, wenigstens auf niedrigen Entwicklungsstufen, vielleicht nur zwischen wenigen Methoden zu wählen war, und bedenkt man auch die Einflüsse ähnlicher Organisation und gleicher äusserer Verhältnisse auf die Sprachbildung, so dürften für die innere Symmetrie in der Syntaxe der einzelnen Sprache, soweit sie besteht, genügende Erklärungsgründe gegeben sein.

Drittes Kapitel.

Von den Gründen der überwiegenden Benutzung der Laute für die Mittheilung.

Indem wir im Vorausgehenden die Frage zu beantworten suchten, wie man Ausdrucksmittel überhaupt zu der Form und Vollkommenheit entwickeln konnte, welche der Lautsprache eigen ist, diente uns diese bloss als Beispiel.

Es geschah dies, weil zwar thatsächlich die Lautmittheilung allein jene vollkommene Ausbildung und besondere Form erlangt hat, die vorzüglich einer Erklärung bedürftig schien, andrerseits aber ausser Zweifel liegt, dass der Mensch in Ermangelung der Artikulationsgabe oder der Stimme überhaupt einer anderen Art von Aeusserungen dieselbe Pflege zugewandt und sie, wenn auch langsamer und mit grösserer Schwierigkeit, zu einem Analogon der Lautsprache ausgebildet hätte.

Er würde dazu die Geberde benützt haben, die sich so leicht für unmittelbar verständliche Mittheilung verwenden lässt, so dass, wenn z. B. Angehörige verschiedener Nationen für den Augenblick einen Ersatz der conventionellen Sprache suchen, sie in der Regel Geberden mehr als expressive Laute zu Hülfe rufen. Und was Hunderte von Generationen ihr abzugewinnen vermocht hätten, lässt sich an dem bemessen, was einem beschränkten Kreis von Taubstummen hierin in kurzer Zeit gelingt. Immerhin würde es weniger leicht gewesen sein, die Geberden zu einem so einfachen und bestimmten Ausdrucksmittel zu gestalten, wie es die Worte und ihre Beugungen sind; und wichtige Vortheile, welche diese für den Verkehr bieten, hätte eine Geberdensprache stets vermissen lassen.

Diese besondere Eignung der Laute für die Mittheilung machte sich von Anfang, indem man Stimme, Hand- und Gesichtsausdruck neben einander benutzte, geltend, und je mehr sie gefühlt wurde, desto mehr suchte man die Bedürfnisse der Mittheilung gerade durch Lautbezeichnungen zu decken. In Folge dessen blieben die Geberden auf einer entsprechend niederen Entwicklungsstufe zurück und büssten bei vollkommener Ausbildung des lautlichen Ausdrucks leicht auch noch einen Theil der Kultur wieder ein, die sie Anfangs mit und neben ihm erfahren hatten.

1. Von den Vorzügen nun, welche den Lautäusserungen das Uebergewicht über die Geberden verschafften, wollen wir vorab erwähnen, dass sie sich geeigneter erwiesen, als Zeichen verwendet grosse Mannigfaltigkeit und leichte Unterscheidbarkeit bei geringem Aufwand von Zeit und Mühe zu bieten.

Dies hängt vor Allem zusammen mit der feinen Artikulationsgabe des Menschen, der Fähigkeit, sehr feine Laute unabhängig von einander und darum in den mannigfaltigsten Combinationen zu erzeugen. Könnten wir bloss wenige starre Lautcomplexe unabhängig von einander äussern (etwa wie der Hund), so wäre es wohl bequemer, durch verschiedene Combination von Bewegungen, als durch wechselnde Zusammenfügung jener Lautconglomerate mannigfache Zeichen zu bilden. Allein indem man die Stimme zum Zwecke der Mittheilung gebrauchte oder auch bloss von der Lust am Hören der Töne und an der Muskel- und Lungenthätigkeit angetrieben übte, boten sich, wie früher gelegentlich angedeutet wurde, immer mehr mannigfach modificirte Laute dar. In complexen Aeusserungen ersetzten sich beim Versuche, sie zu wiederholen, gewisse Bestandtheile durch andere. Und indem man auf die Wiedererzeugung dieser Modificationen abermals Fleiss verwendete

und sich dabei die gegenseitige Verschiebung der Lautelemente fortschreitend auf dichter aufeinanderfolgende Bestandtheile ausdehnte, stellten sich stets mehrere und einfachere Gebilde und mannigfaltigere Combinationen derselben der Willkür zu Gebote.

In diesem Reichthum möglicher unterscheidbarer Modifikationen innerhalb von Aeusserungen, die geringe Zeit und Mühe kosten, werden die Gebilde der menschlichen lautbildenden Thätigkeit von den Bewegungen unter keinen Umständen übertroffen oder auch nur erreicht. Es kommt aber hinzu, dass die Mittheilung häufig unter Verhältnissen gewünscht wird, z. B. auf einige Entfernung, wo Geberden, um eine grössere deutlich unterscheidbare Mannigfaltigkeit zu bieten, recht unbequeme und zeitraubende Formen annehmen müssten. Für diese Umstände stehen die artikulirten Lautäusserungen, was rasche und leichte Ausführbarkeit verbunden mit Deutlichkeit und Schärfe betrifft, vollends unerreichbar da.

2. Indem es dem Menschen durch seine Fähigkeit, dicht aufeinanderfolgende Bestandtheile einer Lautgruppe unabhängig von einander zu modificiren, ermöglicht war, bei aller Mannigfaltigkeit doch wenig complicirte Lautzeichen zu bilden, gewährten diese durch den genannten Vorzug, der bei der Geberdensprache nicht in analogem Masse erreichbar war, nicht bloss dem Sprechenden die schon erwähnte Mühe- und Zeitersparniss, sondern leisteten weiter auch der grösseren Leichtigkeit der Auffassung von Seite des Hörers schätzbaren Vorschub. Denn je kürzer die einzelnen Zeichen sind, desto leichter ist es, wenn mehrere zusammengehörend einander ergänzen sollen, sie zugleich zu überschauen und zu deuten.

3. Ein anderer Vorzug der Laute ist, dass sie unter viel mannigfaltigeren Umständen verwendbar

sind, als die Geberden. Der Ton wird gehört, mag er aus jeder beliebigen Richtung kommen; ein für das Auge berechneter Wink verfehlt seine Wirkung, wenn der Blick nicht erst — und wodurch? — auf ihn gelenkt wird. Im Finstern und wenn Objecte dazwischen liegen, verfehlt er sie gänzlich.

4. Das Auge ist derjenige Sinn, welcher uns am meisten Unterschiede und Eigenthümlichkeiten der äusseren Gegenstände offenbart und den wir darum in reichstem Masse und am ununterbrochensten für die Beurtheilung der Aussenwelt verwenden. Wir würden es in Folge dessen als lästig empfinden, wenn gerade das Auge dem gegenseitigen Verkehr zu dienen hätte, so dass wir diesen überall entbehren müssten, wo jenes für andere Zwecke, z. B. bei der Arbeit u. dgl. in Anspruch genommen ist.

5. Aehnlich wie das Ohr ungestörter der Mittheilung offen steht, als das Auge, so können die Stimmwerkzeuge viel ungehemmter diesem Zwecke dienen, als die Glieder. Die Hände, deren Bewegungen am geeignetsten sind, mannigfaltige Bezeichnungsmittel zu liefern, sind auch das Werkzeug zur Erreichung anderer wichtiger Zwecke, und wir würden hier oft einen Conflikt der Interessen bedauern müssen. Dagegen dient die Stimme ausser der Kundgabe des inneren Lebens niemals ernsteren und nothwendigen Zwecken.

6. Das bringt uns auf eine letzte, nicht unwichtige Bemerkung. Die Lautäusserungen boten den Vortheil, dass sich rasch eine feste Gewohnheit bildete, in ihnen Kundgebungen, Mittheilungen eines fremden Bewusstseins zu sehen. Gewohnheiten begründen sich um so leichter und sicherer, je weniger die übereinstimmenden Vorfälle durch entgegen-

gesetzte unterbrochen werden. Nun gilt zwar auch vom Mienenspiel, dass es in der Regel nur dem seelischen Ausdruck dient; allein es ist, so gut es ihm gelingt, innere Zustände nach ihrer eigenthümlichen Gesammtfärbung wiederzuspiegeln, nicht ebenso geeignet, äussere Gegenstände zu erkennen zu geben, und überhaupt nicht, Mittel für eine syntaktisch gegliederte Mittheilung zu werden, wie sie der ausgedehnte Verkehr nöthig machte. Für Beides hätten vorzüglich die Bewegungen der Hände und Arme verwendet werden müssen, und von diesen wurde schon erwähnt, dass sie für andere nothwendige Zwecke verwendet werden ausser der Mittheilung[1]), und dies war der Bildung einer Gewohnheit, auf sie als auf Ausdrucksmittel zu achten, hinderlich. Man wird oft unterlassen haben, sie als Zeichen zu deuten, eben weil sie auch häufig ihren Sinn in sich selbst hatten. Der Laut dagegen dient, etwa die spielende Unterhaltung abgerechnet, nur der Kundgabe, und die gewohnheitsmässige Annahme als Zeichen erlitt darum selten Ausnahmen. Die Festigung einer solchen Gewohnheit war aber besonders für den Anfang des Verkehrs, wo so unvollkommne und vieldeutige Mittel zur Verwendung kamen, von grosser Wichtigkeit. Denn wo sie wirksam war, forschte der Angeredete auch sofort nach dem speciellen

[1]) Es muss auch betont werden, dass wohl das Mienenspiel, nicht aber die Bewegungen der Hände u. s. f. in einer so innigen natürlich prädisponirten Beziehung zum seelischen Leben stehen wie die Laute. Dass derselbe Laut, der für mancherlei Nachahmung geschickt ist und darum von der Absicht als Bezeichnungsmittel herbeigerufen wird, vor aller Absicht von der Natur in besonderem Masse zum Echo der inneren Erregungen gemacht ist (mag man darin einen Zweck oder Zufall sehen, thatsächlich ist es so), begünstigte ebenfalls die Bildung der obenerwähnten Gewohnheit.

Sinn der ihm auffälligen Aeusserung und wurde natürlich rascher darauf geführt, als wenn er ahnungslos gewesen wäre. Auch von dieser Seite war also der Laut vor der Geberde als Ausdrucksmittel wünschenswerth.

So zeigen sich eine Reihe entscheidender Vorzüge der menschlichen Stimme beiwohnend, von denen es zu verwundern wäre, wenn sie ihr nicht bei fortschreitender Ausdehnung des geselligen Verkehrs das Uebergewicht über jede andere Art von Aeusserungen gesichert hätten. Sie führten naturgemäss dazu, dass man, wo ein Laut ebenso verständlich war als eine Geberde, jenen vorzog. Wo beide sich zur Erzeugung des Verständnisses anfänglich verbinden mussten, wurde leichter die Geberde als der Laut fallen gelassen, sobald die Gewohnheit diesem die Association gesichert hatte. Auch in Fällen, wo eine Bewegung um Vieles verständlicher war, als ein Laut, fügte man ihn um seiner übrigen Vorzüge willen zu ihr, und jede entfernte Aehnlichkeit oder zufällige Beziehung, um derenwillen er an den betreffenden Gegenstand erinnerte, war da genügend, um zu seiner Wahl zu bestimmen. Hatte öftere Wiederholung ihn genugsam verständlich gemacht, so behauptete er allein die Stellung. So drangen unter der zeitweiligen erklärenden Beihülfe von Geberden mannigfache symbolische Benennungen, gewagte metaphorische Anwendungen schon verständlicher Wörter und dabei auch die Anfänge syntaktischer Lautbezeichnung in den Kreis der Ausdrucksmittel.

Langsam, aber unaufhaltsam wirkte das Streben, die Bedürfnisse der Mittheilung mit Lautzeichen zu bestreiten, fort, auf seinem Wege neue Kraft aus der Gewöhnung schöpfend, und die Geberde wurde mehr und mehr in die Stellung gedrängt, die sie bei manchen Völkern noch ein-

zunehmen scheint[1]), nämlich in die einer Beihülfe, welche die Lücken der ungelenken Sprache ergänzt, bei vollkommener Ausbildung dieser aber in's Gebiet der Rhetorik verwiesen.

---

[1]) Vgl. Oscar Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1874. S. 111.

Schlussbetrachtungen.

Wir machten uns gegenüber den Hypothesen, welche den Ursprung der menschlichen Sprache aus der Annahme eines göttlichen Eingriffs oder einer solchen Organisation des Urmenschen erklären wollten, wie wir sie gegenwärtig in uns nicht mehr beobachten, die Untersuchung zur Aufgabe, ob sich derselbe nicht aus nachweisbaren Kräften unserer Natur begreifen lasse. Dreierlei musste hier erforscht werden, und das Ergebniss fiel in jedem Falle gegen die Nothwendigkeit einer Zuflucht zu unbekannten Annahmen aus. Es begreift sich ohne solche nicht bloss — wonach wir zuerst frugen — dass die ersten Menschen überhaupt zu geselligem Verkehr gelangen, sondern auch weiterhin, dass sie die Mittel dafür zu einer solchen Form ausbilden konnten, wie sie der Lautsprache eigen ist, und dass endlich gerade die Lautmittheilung diese hervorragende Pflege und Stellung erhielt.

Die erste und dritte Untersuchung boten geringere Schwierigkeit; nicht unbedeutende hingegen die zweite. Im Hinblick auf das Bedenken, dass nur scharfsinnige Berechnung, wie sie vor der Sprache sicher nicht vorhanden war, zur Sprache hätte führen können, war unser Augenmerk fortwährend darauf gerichtet, zu zeigen, dass zu jedem Schritt in der Entwicklung der Sprache (die ja auch nicht

gleich vollkommen war), zur Bildung jeder der Eigenthümlichkeiten, die wir an der ausgebildeten Sprache bewundern, nur ein solches Mass psychischer Leistungen erforderlich war, welches zweifellos schon vorher zur Disposition stand. Durch jeden Fortschritt des Sprachbaues wurde dann auch wieder die Kraft und der Standpunkt der Bauenden gehoben.

Aber können wir nach alle dem nun behaupten, dass die Sprache auf diese Weise sich entwickeln musste, oder nur, dass es so gehen konnte? Bleibt es, bei dem Mangel aller Controle durch geschichtliche Verfolgung dieser Processe, nicht doch möglich, dass sie auf irgend einem anderen bekannten oder unbekannten ja unerklärlichen Wege entstanden wäre? —

Ich denke, wer einmal zugibt, dass sie auf diesem Wege entstehen konnte und in dieser Beziehung nirgends eine wesentliche Lücke findet, der wird nach kurzer Ueberlegung auch zugeben, dass sie in der Hauptsache so entstehen musste.

Unbedingt und selbstverständlich gilt das hinsichtlich unseres allgemeinen Standpunktes, des Empirismus. Denn obgleich andere Wege der Erklärung apriori, d. h. ohne logischen Unsinn denkbar sind, und eine direkte Verification für den unsrigen so wenig wie für diese möglich ist, so ist doch eine indirekte Verification dadurch gegeben, dass diese anderen Standpunkte neue Hypothesen speciell für unsere Frage benöthigen. Für solche Fälle sagt die Logik: Ist irgend ein Weg möglich, der dies vermeidet, so sind jene anderen Wege unmöglich. Und ferner: Ist nur Ein Weg ohne besondere Annahmen möglich, so ist er nothwendig. Nun kann es ausser dem Empirismus nur zwei

Standpunkte geben: die Annahme übernatürlicher Eingriffe speciell zur Sprachbildung oder eigens dahin zielender Instinkte. Und so ist klar, dass der Empirismus, wenn er in irgend einer Form als mögliche und zureichende Erklärung zugegeben wird, eben damit als einzige und nothwendige Erklärungsart anerkannt wird.

Eine weitere Frage ist nun, ob eben diese specielle Form des Empirismus, wie wir sie hier entwickelt haben, mit allen ihren Details als die einzig mögliche gelten kann. Wir fanden zwar keine der früheren empiristischen Erklärungen als lückenlos, doch könnte es ja immerhin noch mehrere Wege lückenloser Theorien vom gemeinsamen Standpunkt geben. Und zwar in doppelter Weise: indem entweder statt der Kräfte, die wir zu Hilfe riefen, andere gleichfalls bekannte Kräfte, oder indem dieselben, aber in anderen Verhältnissen ihrer Zahl und Stärke bei den einzelnen Vorgängen betheiligt angenommen würden.

In der ersteren Beziehung müssen wir wieder verneinend antworten. Wenn die Sprache aus bekannten Kräften der Menschennatur entsprang, so konnte es im Allgemeinen nur entweder durch verständige Reflexion oder durch Ideenassociation und ähnliche Kräfte geschehen, die ohne Ueberlegung thätig sind, oder endlich durch das Zusammenwirken von beiden. Dass aber das letztere allein der Wirklichkeit entspricht, geht schon daraus hervor, dass eine völlig getrennte Wirksamkeit der beiden Arten psychischer Kräfte gar nicht, beim Menschen wenigstens, vorkommt, ausser etwa in den allerersten Anfängen des Denkens, wie in den ersten Zeiten der individuellen Kindheit. Dem entsprechend haben wir, zuerst von reinen Associationen ausgehend, erst allmälig in den späteren Stufen einige Reflexionen als mitwirkend angenommen. Also auch in dieser Hinsicht dürfen

wir behaupten, dass kein anderer Weg der Erklärung möglich ist.

Hingegen geben wir zu, dass dieselben Kräfte und Gesetze, von denen wir gesprochen, innerhalb gewisser Grenzen in anderen Verhältnissen und anderer Vertheilung wirken konnten. Häufig genug haben wir ja mehrere Ursachen für die Entstehung irgend einer Eigenthümlichkeit der Sprache geltend gemacht, unter denen uns einige als besonders wesentlich, andere als nur mitwirkend erschienen; haben mitunter auch darauf hingewiesen, dass die Zahl der letzteren sich auch noch durch analoge vermehren liesse. Ueber Zahl- und Massbestimmungen dieser Art wird man innerhalb gewisser Grenzen immer streiten können; und dies um so mehr, je mehr die zu erklärende Erscheinung sich dem individuellen Detail der sprachlichen Eigenthümlichkeiten nähert. Wer dies leugnen wollte, müsste sich ja am Ende getrauen, die einzelnen Wurzeln sämmtlich psychologisch zu deduciren und zu begreifen, warum die eine pa und die andere ta lautet.

Nur eben in Bezug auf die allgemeinsten Arten der Kräfte glauben wir auch für die gegebenen Massbestimmungen volle Sicherheit zu besitzen. Ich meine namentlich das Verhältniss der verständigen Ueberlegung zur blossen Association und Gewohnheit, die relativ höchst geringe, fast verschwindende Betheiligung, welche welche wir der ersteren zuschreiben. Obgleich gegenwärtig die Sprache auf Engste mit dem sogen. abstracten Denken zusammenhängt[1]), so darf doch ihr Ursprung nicht daraus,

[1]) Die meisten Namen haben ja Abstracta zum Inhalt, sind Classennamen. Auch die grössere und geringere Vollkommenheit des Denkens, zu der ein Volk fortgeschritten, lässt sich bemessen

sondern muss aus den sogen. niederen Erkenntnisskräften hergeleitet werden. Da diese Bestimmung für die Auffassung des Sprachursprungs sehr wesentlich ist, da sie, wie wir nachher sehen werden, gewissermassen das Wort des Räthsels gibt, durch welches auch die mannigfachen Antithesen in dieser Frage begreiflich werden, so wollen wir sie nach den speciellen Beweisen, welche die vorangegangene Untersuchung an die Hand gibt, noch durch einige nachträgliche Betrachtungen erhärten.

Eine Menge von Menschen ist überhaupt in dem, was gemeinsam durch sie zu Stande kommt, niemals schöpferisch; sie mag wohl Handlanger- und Soldatendienste thun, aber nicht als Baumeister oder Feldherr auftreten. Noch viel weniger aber kann die gewöhnliche Volksmasse in ihren Erzeugnissen scharfsinnig sein. Alle Entdeckungen, die mit Einem Schlag grosse Bahnen eröffneten, Alles, war angestrengte Denkarbeit und glückliche Erfindungsgabe erheischt, entspringt aus dem Geiste einzelner hervorragender Individuen; was aber Werk der Masse ist, baut sich zögernd und unberechnet aus vielen sich gegenseitig ergänzenden Erfahrungen auf. Es wird oft und in manchem Betracht jenen Resultaten des verständigen Scharfsinnes ähnlich sein; aber es entsteht langsam im Leben von vielen Generationen und auf den Umwegen halbgelungener Versuche und Berichtigungen, während das Schlussverfahren dem sicher gelenkten Geschosse gleicht, das auf gemessener Bahn sein Ziel erreicht.

Das Gesagte nun muss von den gegenseitigen Verständigungsmitteln in vorzüglicher Weise gelten, weil sie ihrer

---

nach der Allgemeinheit (und Richtigkeit) der Classificationen, welche in seiner Sprache ausgeprägt sind.

ganzen Natur nach in besonderem Masse ein Erzeugniss der Gesammtheit sind.

Wir leugnen nicht, dass Einzelne, Begabtere — theils weil sie ein grösseres Bedürfniss nach neuen Bezeichnungsmitteln empfinden, theils weil ihnen ihre Phantasie williger solche bietet — mehr als Andere zum Gesammtschatz der Ausdrucksmittel in einer Gesellschaft beitragen. Allein man weiss auch, dass nicht Alles, was dem Einzelnen beliebt, Sprache ist. Es muss Verständniss und Nachahmung finden und sich in den Kreis dessen, was Andere erzeugt haben, einfügen. Und darum tritt hier mehr als irgendwo die Erfindungsgabe des Einzelnen zurück.

Es ist hiefür die Entstehung der Schrift sehr lehrreich. Weit eher als von der Sprache war von ihr auf den ersten Blick zu vermuthen, dass sie, wenn nicht durchweg, doch in wesentlichen Punkten das Werk scharfsinniger Ueberlegung sei. Dennoch hat sich nicht bloss von ihren Anfängen, sondern auch von wichtigen Schritten ihrer weiteren Entwicklung bereits mit Sicherheit ergeben, dass sie im Wesentlichen bloss durch Association und Gewohnheit vermittelt sind; und in Bezug auf die noch unerklärten gibt man die Hoffnung nicht auf, auch sie aus einem planlosen und unberechneten Verfahren, als Resultat sich für und für verbessernder Versuche, zu begreifen.

Unsere Behauptung wird aber auch direkt durch die Sprachgeschichte bestätigt, durch die glücklichen Blicke, welche die neuere Forschung in die ursprüngliche Beschaffenheit der syntaktischen Bezeichnungsmittel gethan hat. An ihre bezüglichen Funde haben wir uns bei den früheren Andeutungen über die Entstehung der Syntaxe angelehnt; und obschon die historischen Sprachforscher sich nicht immer gerade unserer Ausdrücke bedienen, zweifeln wir nicht, dass

sie im Gedanken mit uns einig sind, dass durchweg nicht Ueberlegung, sondern Association und Gewohnheit zum syntaktischen Gedankenausdruck geführt haben. Die Vergleichung der verschiedenen Sprachen zeigt auch, wie man mit Recht gegenüber dem ungeeigneten Empirismus des vorigen Jahrhunderts zu bedenken gegeben hat, dass die Sprachen roher Nationen in Bezug auf ihren grammatischen Bau durchaus nicht in der Weise unter denjenigen der Kulturvölker stehen, wie es zu erwarten stände, wenn sie Erzeugnisse des Nachdenkens und der Erfindungsgabe wären, wie Künste und Wissenschaften. Die höhere intellectuelle Entwicklung eines Volkes äussert ihren Einfluss auf die syntaktische Ausbildung seiner Sprache, indem sie ein Bedürfniss nach grösserer Schärfe der Bezeichnungsmittel mit sich führt. Die vollkommenere Unterscheidungskraft nimmt Differenzen des Gedankens wahr, empfindet eine Unbestimmtheit des Ausdrucks, die sich dem unentwickelten Denken nicht geltend macht, und drängt zu weiterer Determination. Aber niemals wird das vollkommene Denken darauf verwendet, geeignetere Mittel für das gefühlte Bedürfniss zu ersinnen, sondern in ebenso unberechneter Weise, wie anderwärts der roheren, wird hier auch der feineren Anforderung Genüge geleistet. Analog wie das Kind sich in den Gebrauch der bereits gebildeten grammatischen Bezeichnungsformen einlebt, ohne einen Begriff von ihrer Funktion und ihrer grösseren oder geringeren Zweckmässigkeit zu haben, so hat das Volk sie einst gebildet; und wie sich darin die Kinder, welche die griechische Sprache lernten, und die Hottentottenkinder, welche sich die unvollkommne Sprache ihrer Eltern aneignen, gleich stehen, so stehen sich auch diejenigen darin im Allgemeinen gleich, welche die beiden Sprachen erzeugt haben. So kam es denn, dass, indem andere für die Sprachentwicklung günstige oder ungünstige

Umstände[1]) hier und dort mitspielten, zuweilen ein Volk für seine vollkommneren Gedanken weniger gelenken syntaktischen Methoden die nöthige Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks abnöthigt, während anderswo in gelenkigen Mitteln ein wenig scharfes Denken sich breit macht. (Man vergleiche z. B. die chinesische Sprache einerseits und die jakutische oder andere skytische Sprachen andrerseits.)

Während so die Ergebnisse der vergleichenden Sprachgeschichte unsere allgemeine Behauptung, dass man bei der Bildung der sprachlichen Bezeichnungen schlicht und kunstlos an gegebene Associationen anknüpfte, in Bezug auf die Entstehung der Syntaxe deutlich bestätigen, ruft man sie, was die Wahl der frühesten vorgrammatischen Sprach-Bestandtheile betrifft, gegen dieselbe Voraussetzung an. In Bezug auf diese Wahl führte uns der erwähnte allgemeine Gedanke zur Annahme, dass sie vorzüglich aus Nachahmung schöpfte.[2]) Dagegen hören wir z. B. August Fick, den geachteten Kenner der bis zur Stunde am gründlichsten durchforschten (indogermanischen) Sprachfamilie, einwenden: „Den rohen Ansichten über die Entstehung der Sprache gemäss, wonach

---

[1]) Wir meinen z. B. die längere oder die zu kurze Entwicklung im beschränkten Kreise.

[2]) Dass man, wie Geiger will, gar nicht irgendwelche Töne der Gegenstände nachgeahmt haben sollte, um Andere auf den Gedanken an diese zu bringen, wäre geradezu wunderbar und gegen alle Analogie. Denn abgesehen davon, dass die Töne dadurch aufforderten, sie als Kennzeichen der Gegenstände zu benutzen, weil sie sich in unmittelbar verständlicher Weise kundgeben liessen, wären sie sicher schon darum öfter zum Grund der Namengebung gewählt worden, weil sie, als Veränderungen, vor den gleichförmig beharrenden Eigenschaften die Aufmerksamkeit auf sich lenkten — ein Vorzug, der ihnen ebenso gut wie den Bewegungen eignet, von denen Geiger unbegreiflicherweise behauptet, dass sie allein „das sprachliche Vermögen reizten." Vgl. a. a. O. S. 42, 23 und ö.

diese sich ihren Elementen nach allmählig aus dem thierischen Gebrüll und sinnlosen Nachblöken fremder Töne emporgerungen hätte[1]), müssten wir, je weiter wir die Entwicklung der Sprachen nach rückwärts verfolgen, das onomatopoetische Element desto stärker hervortreten sehen. Hier ist nun zu constatiren, dass wenigstens in den indogermanischen Sprachen das gerade Gegentheil stattfindet. Während einzelne jüngere Sprachen dieses Zweiges eine reiche Fülle von derartigen Bildungen aufweisen, kommt man fast in Verlegenheit, wenn man auf der ersten Stufe, in der indogermanischen Ursprache Schallnachahmung nachweisen will .... Dass .. über (ein) paar Fälle hinaus die Schallnachahmung einen irgendwie erheblichen Beitrag zur Sprachbildung geliefert, ist auf Grund der Erkenntniss der ältesten Sprachzustände unbedingt in Abrede zu stellen."[2]) Während hier bei Fick in der Bekämpfung der onomatopoetischen Theorie auf Grund der historischen Resultate noch eine gewisse Zurückhaltung zu bemerken ist, verwirft sie M. Müller, auf solche Resultate gestützt, ganz zuversichtlich.[3])

Aber jeder wird zugeben, dass man dazu in keiner Weise berechtigt ist, solange nicht bewiesen ist, dass wir an den sog. Wurzeln des indogermanischen Sprachstammes die frühesten oder einen Theil der frühesten Keime menschlicher Rede vor uns haben; und wie sollte dies auf dem

---

[1]) Es schwebt hier Fick offenbar ein entstelltes Bild der onomatopoetischen Theorie vor, und dies, in Verbindung mit der gerechtfertigten Geringschätzung gegen manche unkritische Begründungsversuche, scheint nicht selten die eigentliche Wurzel des abfälligen Urtheils zu sein, das man der Theorie entgegenbringt.

[2]) Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 2. Aufl. Nachwort S. 930 ff.

[3]) Vgl. Lectures I. p. 387 ff. und oben im histor. Ueberblick.

Wege der historischen Forschung zu entscheiden sein? Andere Sprachforscher warnen denn auch ernstlich vor solcher Ausbeutung historischer Resultate zur Entscheidung über Zustände, die über alle Geschichte hinausliegen.[1]) Man weist auch darauf hin, dass vielleicht die Durchforschung anderer Sprachstämme auf mehr Spuren ursprünglicher Onomatopöie führen dürfte.[2]) Doch wie dem sei, sollte auch die historische Untersuchung unsere Annahmen über den Charakter der frühesten sprachlichen Bezeichnungen niemals in erheblicher Weise direkt bestätigen können — in welcher Hinsicht wir weder für noch wider eine Erwartung aussprechen wollen — so gibt sie uns statt dessen eine vollkräftige indirekte Bestätigung.

Wenn der ganze immense Vorrath von Wörtern und Formen in den indogermanischen Sprachen seine Verständlichkeit von einem geringen Häuflein von Wurzeln borgt, also überall Anlehnung an gegebene Associationen das leitende Prinzip in der Wahl und Gestaltung der Bezeichnungsmittel ist: wie wahrscheinlich ist es da, dass bei der Entstehung dieser Wurzeln nun plötzlich ganz andere Gesetze gelten? Wenn man in späterer Zeit in jedem Falle zur Bezeichnung einer neuen Vorstellung einen Laut herbeirief, der bereits gewohnheitsmässig an eine ähnliche Vorstellung erinnerte und so mittelbar auch auf die erste zu führen versprach, so lässt die Analogie hiezu nichts Anderes erwarten, als dass man, bevor die Möglichkeit geboten war, sich an gewohnheitsmässig verständliche Ausdrücke anzu-

---

[1]) So Steinthal und Whitney. Vgl. auch Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. 1869. S. 554 und 555. Ders. „Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs Kratylos" S. 290 ff.

[2]) So Whitney, Sprachwissenschaft, S. 592.

lehnen, Tonzeichen wählte, die unmittelbar die gewünschte Association zu wecken versprachen, wo nur immer solche sich boten.

Dasjenige unter den hier vertretenen allgemeineren Principien, auf welches wir am meisten Gewicht legen, dürfen wir nach Allem als völlig sichergestellt betrachten; wenn auch über Art, Zahl und Bedeutung der Motive, die die einzelnen Associationen und Gewohnheiten und damit die einzelnen Schritte der Sprachentwicklung hervorriefen, innerhalb gewisser Grenzen Meinungsverschiedenheiten möglich bleiben. Und nun wollen wir noch darauf hinweisen, wie von dieser Einsicht auch auf die mehrfachen Antinomien, wie sie die Discussion unseres Problems zu Tage gefördert, Licht fällt und, was an jeder Wahres ist, erkennen lässt. Schon im Alterthum liessen die Einen die Sprache durch menschliche Satzung, die Anderen sie als Naturprodukt entstehen; und neuerdings ist es ein verwandter Streit, ob die Sprachwissenschaft zu den Natur- oder zu den Geisteswissenschaften gehöre. Man wird das Recht und Unrecht dieser Thesen leicht erkennen, wenn man darauf achtet, dass die Sprache wesentlich ein Produkt psychischer Factoren ist, aber nicht ein Produkt der Willkür noch auch der Berechnung.

So tritt denn auch an den entgegengesetzten Theorien, die wir im historischen Ueberblick etwas ausführlicher darstellten und kritisirten, nunmehr das Wahre neben dem Irrigen hervor. Die Theorien, welche wir die empiristischen nannten, sind offenbar im Recht, sofern sie die Sprache als etwas vom Menschen unter dem Antrieb der Absicht der Mittheilung Erworbenes betrachten. Aber die Empiristen des vorigen Jahrhunderts irren sehr, wenn sie die fortschreitende Sprachbildung etwa, wie Tiedemann, mit der

Ausbildung der Geometrie vergleichen; und neuere nicht minder, wenn sie [1]) die allmäliche Vervollkommnung der Baukunst und der Kleiderverfertigung oder die Ausbildung der Musik als Parallele herbeiziehen, — da bei allem Dem. Nachdenken über die dienliche Gestaltung der Mittel für die verschiedenen Zwecke und die Erfindungsgabe des Einzelnen weit mehr wirksam waren, als bei der Entwicklung der Sprache. Whitney thut auch nicht gut, den Streit mit dem Nativismus sich in die Frage zuspitzen zu lassen: ob die Sprache oder besser jedes einzelne ihrer Bezeichnungsmittel eine Erfindung zu nennen sei oder nicht. [2]) Man würde dieses Wort, da es der obigen Meinung Vorschub leistet, wohl besser ganz fallen lassen. Erdmann (Psychologische Briefe) schlägt vor zu sagen: „die Sprache hat sich gemacht"; als worin ausgesprochen sei, dass sie gemacht worden und doch nicht gemacht worden. Wenn man sich so ausdrücken will — doch kommt es ja nicht auf den Ausdruck an.

Die Theorien, denen wir den Namen der nativistischen gaben, bezeichnen theils die früheste Gedankenäusserung des Menschen als reflectorisch, theils reden sie schlechtweg von einer angebornen Sprachkraft, einem Allen gemeinsamen Instinkt der Vernunft, woraus die menschliche Rede als organisches Produkt erwachsen sei. Diese Angaben widersprechen, wie früher gesagt wurde, theils der Erfahrung, theils bieten sie statt des Brodes einen Stein, Worte statt einer Erklärung. Immerhin erhalten die

[1]) Whitney, Sprachwissenschaft S. 557. Tylor, Anfänge der Kultur I, S. 232.

[2]) Vgl. in Oriental and linguistic Studies p. 332—375 die Bemerkungen gegen Steinthal, welcher (Einleitung etc. S. 82 ff.) den Ausdruck, dass die Sprache eine Erfindung sei, zu Gunsten seiner nativistischen Anschauung verpönt.

Namen, welche Humboldt, Heyse und Renan den in der Sprachbildung wirksamen Kräften geben (wie: Instinkt, raison spontanée, unbewusstes Wirken der Vernunft) jetzt einen gewissen Sinn, der ihre Wahl, wenn nicht rechtfertigt, doch verstehen lässt. Das gewohnheitsmässige, von konkreten Erfahrungen geleitete Thun, wodurch wir im Grossen und Ganzen die Sprache entstanden denken, hat ja in der That Aehnlichkeit mit dem instinktiven — Gewohnheiten sind, wenn man so will, erworbene Instinkte —. Auch in anderen Fragen ist nicht selten das eine mit dem anderen verwechselt worden. Dass aber die wahre Natur dieses sog. Instinktes nicht erkannt wurde, sehen wir, wenn z. B. Renan die raison spontanée über die raison réfléchie stellt[1]) und wenn Humboldt glaubt, die Sprache „könne nicht für ein menschliches Werk gleich anderen Geisteserzeugnissen gelten", weil sie „etwas Höheres" sei.[2]) Nicht desswegen, sondern nur darum konnte sie nicht durch Nachdenken und Ueberlegung entstehen, weil sie sonst Werk eines Einzelnen hätte sein müssen, und ein Einzelner, abgesehen davon, dass ihm der Anlass fehlte, eine Sprache zu bilden, dazu nicht im Stande war wegen der massenhaften Arbeit, die zum Aufbau einer solchen nöthig ist. Es gibt ja auch andere Werke, die auf jedem Schritt geringes Denken, aber lange Zeit und die vereinten Kräfte Vieler fordern, um der Fülle des Details willen, dass sie enthalten. (Man denke etwa an die Herstellung einer Logarithmen-Tafel oder an die Ansammlung der Regeln eines Kochbuchs; Beispiele, die aber hier beileibe nur in Bezug auf den ebenerwähnten Punkt als Illustrationen dienen sollen.)

Man mag endlich auch von unbewusster Bildung

---

[1]) De l'Origine du langage p. 98.

[2]) Ueber die Verschiedenheit etc. S. 37.

und Handhabung der Sprache reden[1]), sofern man gewohnheitsmässige Handlungen unbewusst nennen will. Doch dürfte dies einer der unglücklichsten Ausdrücke unter den vielen sein, die in unserer Sache erfunden, gewachsen, geschaffen und gemacht worden sind oder „sich gemacht haben“: da er sich leicht mit dunklen Vorstellungen verbündet, wie wir sie z. B. bei Schelling und (mit Berufung auf Schelling) bei E. v. Hartmann finden. Da ist wieder von einem Masseninstinkt die Rede, der die Einheit im Sprachbau erklären soll[2]); als wenn dies eine Erklärung wäre! Da hören wir von einem Geist, der die hebräische Sprache schuf, zum Unterschied von dem Hebräer[3]). Nun gewiss, der Hebräer hat sie nicht geschaffen, aber die Hebräer.

Wir können nicht schliessen, ohne noch eine Frage erwähnt zu haben, welche nicht Wenige sofort der hier vorgetragenen Ansicht über die bei der Sprachbildung thätigen Kräfte entgegenhalten werden. Wenn zur Ausbildung der reichen Ausdrucksmittel, deren sich der Mensch bedient, die Gesetze der Association und Gewöhnung genügten: warum haben die höheren Thiere, bei denen doch diese Gesetze in ausgedehntem Masse wirksam sind, nicht einen ähnlichen Reichthum entwickelt?[4])

---

[1]) Vgl. Steinthal, Einleitung S. 87; Geiger, Ursprung und Entwicklung, S. 9; u. A.

[2]) „Für die bewusste Arbeit Mehrerer ist sie ein zu einheitlicher Organismus. Nur der Masseninstinct kann sie geschaffen haben, wie er im Leben des Bienenstockes, des Thermiten- und Ameisenhaufens waltet.“ (Hartmann.) — Die Ursachen, welche Einheit im Sprachbau bewirkten, haben wir oben kennen gelernt.

[3]) Schelling, Werke, 2. Abth. I. Bd. S. 51.

[4]) Ueber die Rudimente der Mittheilung, die auch bei ihnen zu beobachten sind und immerhin nicht unterschätzt werden dürfen,

Hier wird man nun bedenken müssen, dass dieselben oder analoge Kräfte sehr Verschiedenes leisten, je nachdem sie nach einer gewissen Richtung hin mehr oder weniger in Anspruch genommen werden und andere Umstände ihnen den Erfolg erleichtern oder erschweren.

Bei den allermeisten Thieren mussten Association und gewohnheitsmässiges Thun in der Ausbildung von Ausdrucksmitteln schon darum weit hinter dem zurückbleiben, was dieselben Kräfte beim Menschen hierin leisteten, weil ihnen die geringere Tauglichkeit der Organe für den Ausdruck jene Ausbildung schwieriger machte. Diese misslichen Umstände hemmten direkt den Erfolg; aber nicht blos dies — sie schwächten und ertödteten auch die Lust an der Uebung. Denn während für das, wofür man Talent verspürt, die Neigung sich zusehends kräftigt, erlahmt das Interesse an der Verfolgung dessen, was nur schwierig erreichbar ist.

Ein anderer und vollkommen durchschlagender Erklärungsgrund für den grossen Vorsprung, den der Mensch in der Zeichenbildung vor dem Thiere gewonnen hat, ist uns gegeben, wenn sich in ihm frühe ein grösserer Reichthum mittheilbarer Inhalte und kräftigere und vielseitigere Motive für die Mittheilung entwickelten; denn in Folge dessen wurden bei ihm die für die Ausbildung von Bezeichnungsmitteln thätigen Kräfte weit mehr angestrengt als beim Thiere.

Endlich verdient Beachtung, dass die Mittheilung nicht in Bezug auf alle Inhalte gleich gut gelingt, und so durch deren Beschaffenheit, wie durch die der Organe, der Erfolg in der Sprachbildung theils direkt, theils indirekt bedingt ist — letzteres indem durch das Gelingen oder Misslingen

---

vergl. unsere Bemerkungen bei Gelegenheit der Besprechung von Bleek's Untersuchungen.

wieder die Lust an der Uebung erhöht oder geschwächt wird.

Concrete Vorstellungsinhalte, besonders solche, die der äusseren Erscheinung angehören, sind schwerer mittheilbar als abstrakte. Ich verstehe dabei unter concreten und abstracten nicht bloss die Einzelvorstellungen gegenüber den allgemeinen oder den Begriffen, sondern auch solche, die ein Ganzes, wie es wirklich vorkommt, mit allen Eigenschaften zum Inhalt haben, gegenüber solchen, die sich nur auf irgend eine Seite oder Eigenschaft desselben beziehen, welche für sich allein nicht existiren kann. Leicht geben wir einander die Grösse, den Gang, die Haltung eines bestimmten Menschen zu erkennen und bringen dadurch den Gedanken auch auf ihn selbst, das Concretum: aber wie sollten wir dieses kennzeichnen, wenn wir nicht irgend einen solchen Zug im Denken von den übrigen loszureissen vermöchten, um ihn allein wiederzugeben? Nun haben bedeutende Psychologen in alter und neuerer Zeit den Thieren gerade dieses Vermögen der Abstraktion abgesprochen. Wohl unterscheidet es nach ihnen den hierstehenden concreten Gegenstand von dem dortstehenden, den einen grossen von dem anderen kleinen; aber es vermag nicht in Gedanken den Ort oder die Grösse des Gegenstandes von dem Bündel seiner übrigen Eigenschaften zu sondern: und dafür spricht in der That, dass z. B. Hunde, Pferde u. s. w. wohl unsere Mittheilungen, die sich auf Concretes beziehen, verstehen lernen, niemals aber solche, welche Abstraktes, etwa die Anfangsgründe der Arithmetik oder Physik zum Inhalt haben. (Denn die sogen. Rechenkünste solcher Thiere kann man doch nicht als wirkliche Rechenoperationen betrachten, sondern nur als eine Dressur auf gewisse Bewegungen, deren Sinn sie so wenig verstehen, wie der Papagei das, was er spricht). Haftet nun dieser Mangel der Abstraktion den

Thieren wirklich und allgemein an, so wäre dies ein neuer Erklärungsgrund, warum ihre Ausdrucksmittel weit hinter der Entwicklungsstufe zurückbleiben, welche die menschliche Sprache erreicht. Ein Erklärungsgrund sogar von doppelter Bedeutung: einmal schon, weil dann ein ungeheures Gebiet mitzutheilender Inhalte ihrem Denken fehlte, und dann weil das, was sie wirklich mitzutheilen hätten, sich ohne Abstraktionen schwerer mittheilen liesse.

Man sieht, dass sich auch vom Standpunkte unserer Anschauung über die menschliche Sprachbildung Erklärungsgründe dafür bieten, dass die Mittheilung der Thiere nicht die vollkommene Form der menschlichen gewinnt. Dies andeutungsweise gezeigt zu haben, muss uns hier genügen; der Versuch einer gründlichen Lösung des Problems müsste billig zu einer besonderen Untersuchung werden.

UNIV. OF MICHIGAN.
AUG 18 1913

Berichtigungen.

S. 12 Z. 11 von oben ist statt eigenthümliches zu setzen: „eigentliches“.
„ 36 „ 5 v. o. streiche man „eng“.
„ 38 „ 11 v. o. statt: in dem „indem“.
„ 80 „ 16 v. u. lese man: bei einer Drohung.
„ 107 „ 12 v. o. lese man: von den letzteren verschiedene verschiedenen.
„ 108 „ 3 v. o. streiche man „ebenso“.
„ 141 Anmerkung 2 Z. 1 v. u. statt: vgl. a. a. O. „vgl. Ursprung und Entwicklung.“
„ 145 Z. 17 v. o. lese man: nicht zuerst.

942,893